Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

eft 12 1937



Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

hme: Atlantic-Photo

ftü

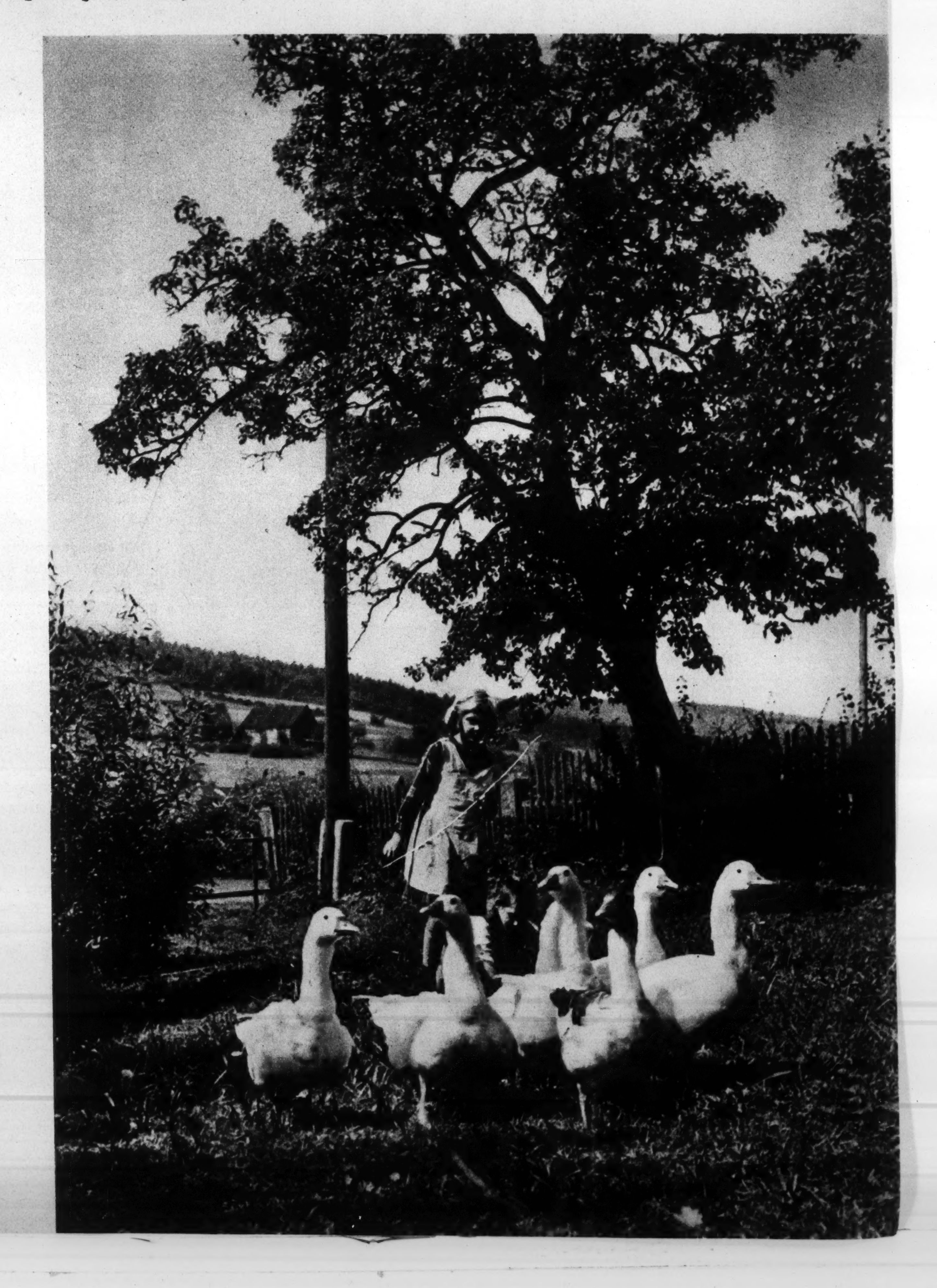
Inhalts-Uebersicht

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Reichs-Elternwarte

Heft 12 1937

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



Gänseliesel

Aufnahme:
Frau Ch. Kade

Die Schule und der



Eine schöne Ecke aus dem Raum: „Der deutsche Bauer hilft mit"

Auf eine ganz neue, aber ungemein wirkungsvolle Art werben die Schulen des Traditionsgaues Oberbayern für das Verständnis und die Mitarbeit am Vierjahresplan.

Seit Monaten schon stellten die Schulen ihren Lehrstoff auf die Erfordernisse des Vierjahresplanes ein. In allen Dorf- und Stadtschulen wurde gebastelt, geschnitzt, geklebt und gezeichnet, entstanden aus wertlosem Altmaterial der Flickenkiste nützliche Nähereien. Und die Ergebnisse dieses vielseitigen Mühens der Schulgemeinschaften stellte man im Schulort zur Besichtigung aus. Die besten Leistungen jeder Schule wanderten auf eine umfangreichere Schau in die Kreisstadt und die letzte Wahl aus drei Kreisen vereinigte eine große Ausstellung in der

Vierjahresplan

Stadt des jeweiligen Kreistages der NSDAP.

Wer einen solchen Ausstellungsraum betritt, schüttelt zunächst ungläubig den Kopf. Das alles sollen Kinder im Alter von 7 bis 16 Jahren geschaffen haben? Diese niedlichen, buntbemalten Sächelchen? Diese peinlich genau ausgeführten Modelle? Man meint in einen riesigen Spielwarenladen versetzt zu sein.

Hier rollt ein schwerer Güterzug mit Rohstoffen und Erzeugnissen eines Gebirgstales, dort reihen sich die schmucken Häuschen einer neuen Arbeitersiedlung aneinander. Die Schlote der Buna-Fabriken rauchen, Lastautos der Zellwollspinnereien tragen ihre kostbare Fracht in die Weite, kühne Brücken der Reichsautobahnen spannen sich über ver-



2 Schülerinnen sammelten in wenigen Stunden im Hausgarten 1000 Schnecken!

nachlässigte Gemeindewege aus einer früheren Zeit.

Am packendsten aber wirken die heimatgebundenen Darstellungen. Sie beweisen die vielseitige Fähigkeit der Kinder, die großen Gedanken des Vierjahresplanes für ihre engsten Heimatverhältnisse umzuformen und sie zur Nachahmung anreizend zu gestalten:

Gepflegte Gemüsebeete und früchteschwere Bäume prangen neben kahl gefressenen Gärten und Baumruinen. An deren Wurzeln nagen winzige, handgeschnitzte Wühlmäuse, die blattlosen Aeste hängen voll des fressenden Ungeziefers. Vielfarbige Tabellen rechnen für den eigenen Haushalt, für das ganze Dorf den Ausfall an kostbaren Nahrungs- und Futtermitteln aus, wenn nicht der Kampf gegen den Verderb energisch aufgenommen wird. Wie man das macht, das verdeutlichen in lustiger und drastischer Art, geschickt mit Vergleich und harten Gegensätzen arbeitend, die Kinderzeichnungen, Malereien und Klebearbeiten. Und in der Handarbeitsecke entpuppen sich praktische und farbenfrohe Kinderkleidchen, Teppiche, Decken, Kissen und Markttaschen als letzte sparsame Auswertung alter Stoff- und Wollabfälle.





Hitlerjungen und BDM.-Mädchen bieten sich zur Führung an und sagen uns, daß nur der kleinste Teil der vielen Hundert abgelieferten Arbeiten ausgestellt werden konnte, versichern aber, daß alles Gezeigte reine Schülerarbeit ist, daß sie nicht etwa von Lehrern oder Eltern stammen.

Wie verständlich die Jugend auf die einzelnen kleinen Feinheiten hinweist, auf die großen Zusammenhänge aufmerksam macht!

Nun erst beachten wir die treffenden Sätze, Schlagwörter, die jede Arbeit unterstreichen, sie nicht selten zum ausdrucksvollen Werbeplakat stempeln. Wir lesen die großen Ueberschriften der Abteilungen: Der erste Vierjahresplan — Wir überwinden die Rohstoffnot — Der Erfinder — Die Industrie hilft mit — Wir sichern Deutschlands Ernährung — Wir brauchen Kolonien — Der deutsche Bauer hilft mit — Wehrmacht schützt Arbeit — Kampf dem Verderb — Wir erhalten die Volkskraft — Wir verhüten Schaden! —

Fürwahr, das ist kein kunterbuntes Nebeneinander kindlichen Spielkrames, das ist der Ausdruck der umfassenden Gedanken des Führers, übersetzt in das Kindliche, Volkstümliche.

Gerade darum wirkt alles ungemein eindringlich und überzeugend, packt es Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Bauern und Städter, die Arbeiter der Faust und der Stirn.

Und was mit das Wirksamste bedeutet: Jedes Stück, das hier als Modell, Zeichnung oder buntverzierte Schriftmappe bei der großen Masse der Besucher wirbt, hat bereits während seiner Planung und Fertigstellung die Familienmitglieder, selbst den letzten Berghofbauern auf dem Weg über das Kind für die Mitarbeit am Vierjahresplan gewonnen.

Kinder mit ihrer Begeisterungsfähigkeit und unerschöpflichen Ausdruckskraft werden so zu mitreißenden Propagandisten und Wegbereitern für den Willen des Führers. Franz Baumeister.

Aufnahmen vom Verfasser



Faltersommer

Aus dem gleichnamigen Bilderbuch von Dietrich Magnus / Mit einem Vor- und Nachwort von Oberstudiendirektor Dr. Max Krüger

Ich blättere in dem Werke meines jungen Freundes, das er „F a l t e r s o m m e r" betitelt hat. Es enthält in der Hauptsache die Ernte des letzten Sommers, da er, die Natur belauschend, das schlesische Eulengebirge mit seiner Kamera durchstreifte. Indem er mit dieser reichen Beute, das Ergebnis einer ungemein geduldigen Pürsch, seine früheren Falter-Bilder vereinigte, und einen verbindenden Text schuf, ist es ihm gelungen, das „Jahr" der Falter, und zwar vorwiegend der Tagfalter vom Frühling bis zum Herbst, zu schildern, die in Berg und Wald und Wiese unserer Heimat dem Wanderer begegnen. Die eigene Freude an dieser fleißigen Arbeit hat mich veranlaßt, den jungen Forscher und Meister der Lichtbildkunst zu bitten, unseren Lesern etwas von dem unendlich Schönen, das in seinem bisher noch unveröffentlichten Werk lebt, zu zeigen. Nur zu gern gab er hierzu seine Zustimmung; und so zeigen die nachfolgenden Blätter einige Bilder, die sicherlich allen rechte Freude bereiten werden.



Aurorafalter

Noch sind die Wiesen vergilbt und tot, da flattert schon in unstetem Fluge der **Aurorafalter**. Ein frohes Aufleuchten gelbroter Flecke ist jeder Flügelschlag; das hat ihm den schönen Namen eingebracht: Morgenrot-Falter.

*

Himmelsfalterchen, so nennt man im Volksmunde die Bläulinge und Rötlinge, jene herrlichen kleinen Falter. Leicht und leise wiegen sie sich auf den Gräsern.



Himmelsfalterchen

In ruhigem, tändelndem Falterfluge gaukelt der **Zitronenfalter** von Blumenkelch zu Blumenkelch. Die Mimikri (die täuschende Angleichung an die Umgebung) ist geradezu wunderbar.



Zitronenfalter

kleine Füchse

Ueberall auf den Steinen rote Falter: **kleine Füchse**. Sticht die Sonne recht heiß hernieder, dann pressen die Füchse ihre Flügel dicht an die brennend-heißen Steine. Regungslos, gleich den flachen Flechten sitzen sie dort.

Den **Perlgrasfalter** nahm ich mit der Hinterlinse meiner Kamera auf, so wurde er dreifach vergrößert . . .

Perlgrasfalter

Jungfernbär

Und dann platzt eines Tages die erste Puppe auf, und hervorkriecht feucht, mühsam und unbeholfen der Jungfernbär, mit kleinen Flügelläppchen, die am Boden schleifen. An einigen Grashalmen klettert er hinauf; jetzt sitzt er! einen Augenblick still und pumpt Luft in sich hinein. Da blähen sich die Flügel auf, werden runzelig und krümmen sich. Dann klappt er die Flügel nach hinten, Oberseite auf Oberseite; herrlich leuchtet das Rot der Hinterflügel auf. Nach einer Stunde kommt wieder Leben in ihn; sein ganzer Körper strafft sich noch einmal; er klappt die Flügel auf.

Perlmutterfalter

Der große Schillerfalter ist kein gewöhnlicher Schmetterling; sein Benehmen ist aristokratisch, und selbstbewußt ist jede seiner Bewegungen . . .

★

Schillerfalter

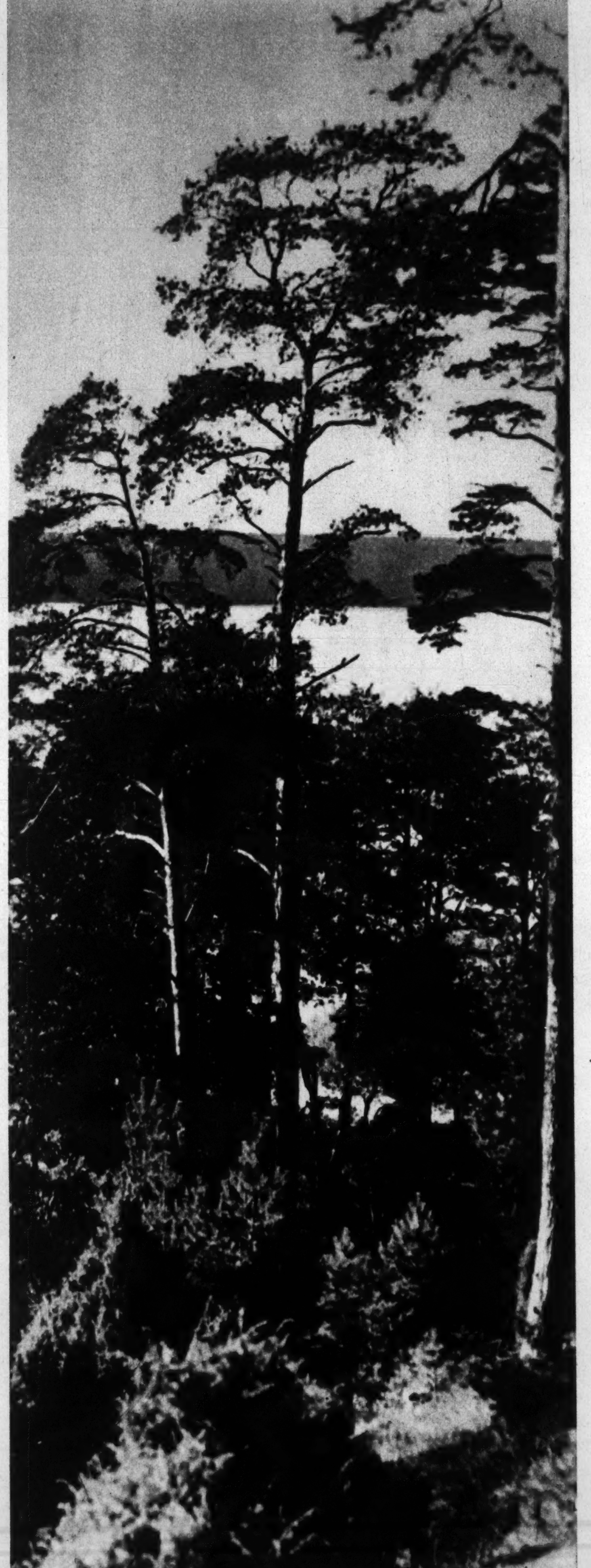
Das Schönste an den Perlmutterfaltern sind die Unterseiten der beiden Hinterflügel, nach deren Färbung man sie auch benannt hat . . .

Admiral

Am Nachmittag war der Ligusterschwärmer aus seiner großen braunen Puppe geschlüpft. Nun ist er fertig entwickelt und ruht noch ein Weilchen am Pfahl im Garten aus . . .


Ligusterschwärmer

Ein Geheimnis ruht auf dem Admiral, dem schwarzen Falter mit dem roten Bändern. Alle Versuche, gefangene Admirale in ungeheizten Räumen, in denen sie dem Frost ausgesetzt waren, zu überwintern, sind fehlgeschlagen. Es scheint also, daß sie in Deutschland nur Gäste sind und von den warmen Frühlingslüften aus den Mittelmeerländern zu uns getragen werden . . . .



Nachwort:

Die Zuversicht, so sagte ich eingangs, daß unsere Leser an so besinnlicher und schöner Naturbetrachtung gern teilnehmen, hat mich in erster Linie bestimmt, den jungen Freund zu bitten, diese Proben veröffentlichen zu dürfen; es treibt mich aber noch ein anderer Grund: das schöne Werk ist nämlich die Arbeit eines meiner Abiturienten des letzten Jahrganges. Er hat die Studie als „Jahresarbeit" eingereicht. Die Reifeprüfungsordnung stellt den Schülern die Anfertigung von Jahresarbeiten aus einem selbstgewählten Gebiet frei; werden diese Arbeiten fristgemäß abgegeben und von dem Fachlehrer gutgeheißen, dann fördern sie die Höherbewertung des Faches, ermöglichen die Befreiung von einer schriftlichen Arbeit und werden zur Erinnerung und zur Empfehlung in das Reifezeugnis eingetragen. Immer wieder nun habe ich erfahren: ist einem Jungen eine solche Arbeit gelungen, dann bleibt sie ihm für immer eine frohe Erinnerung an die erste größere selbständige Arbeit seines Lebens. Diese Erfahrung verband sich mit dem Wunsch, alle Primaner über die alltägliche mit mehr oder minder großer Sorgfalt ausgeführten häuslichen Aufgaben hinaus zu nötigen, sich mit einem ihm „liegenden" Stoff länger und eindringlicher zu beschäftigen und ihn in eigener Verantwortung zu gestalten.

Dieses Bemühen hat wiederholt zu recht guten Ergebnissen geführt; so konnte bei der letzten Reifeprüfung eine größere Zahl solcher Jahresarbeiten gut und sehr gut genannt werden. Alle diese Arbeiten zeugen nicht bloß von Fleiß, Verständnis und der Fähigkeit, eine größere Aufgabe zu sichten und klar darzustellen, sondern es sind darunter Arbeiten, die viel Eigenes bringen und die frohe Gewißheit schaffen, daß der junge Mensch dereinst in seinem Beruf sehr Tüchtiges leisten wird.

Zu diesen Jahresarbeiten gehört also der „Faltersommer" des jungen Naturforschers. Die mannigfachsten Gebiete sind gewählt worden: so hat einer Lieder des römischen Lyrikers Catull mit erstaunlichem Einfühlungsvermögen und großem formalen Geschick übersetzt bezw. nachgedichtet. Ein anderer hat das 257 Seiten starke Tagebuch eines Franzosen, das sein Vater 1917 in Quentin gefunden hat, und das die täglichen Aufzeichnungen dieses damals noch in seiner Heimatstadt wohnenden Bürgers während sechs schwerer Wochen (August bis Oktober 1916) enthält, entziffert, den Text niedergeschrieben, übersetzt, kommentiert und eine wertvolle Schlußbetrachtung angefügt. Wieder ein anderer: der Obmann der VDA.-Gruppe, hat eine sehr sorgfältige Arbeit über das Sudetendeutschtum geschrieben.



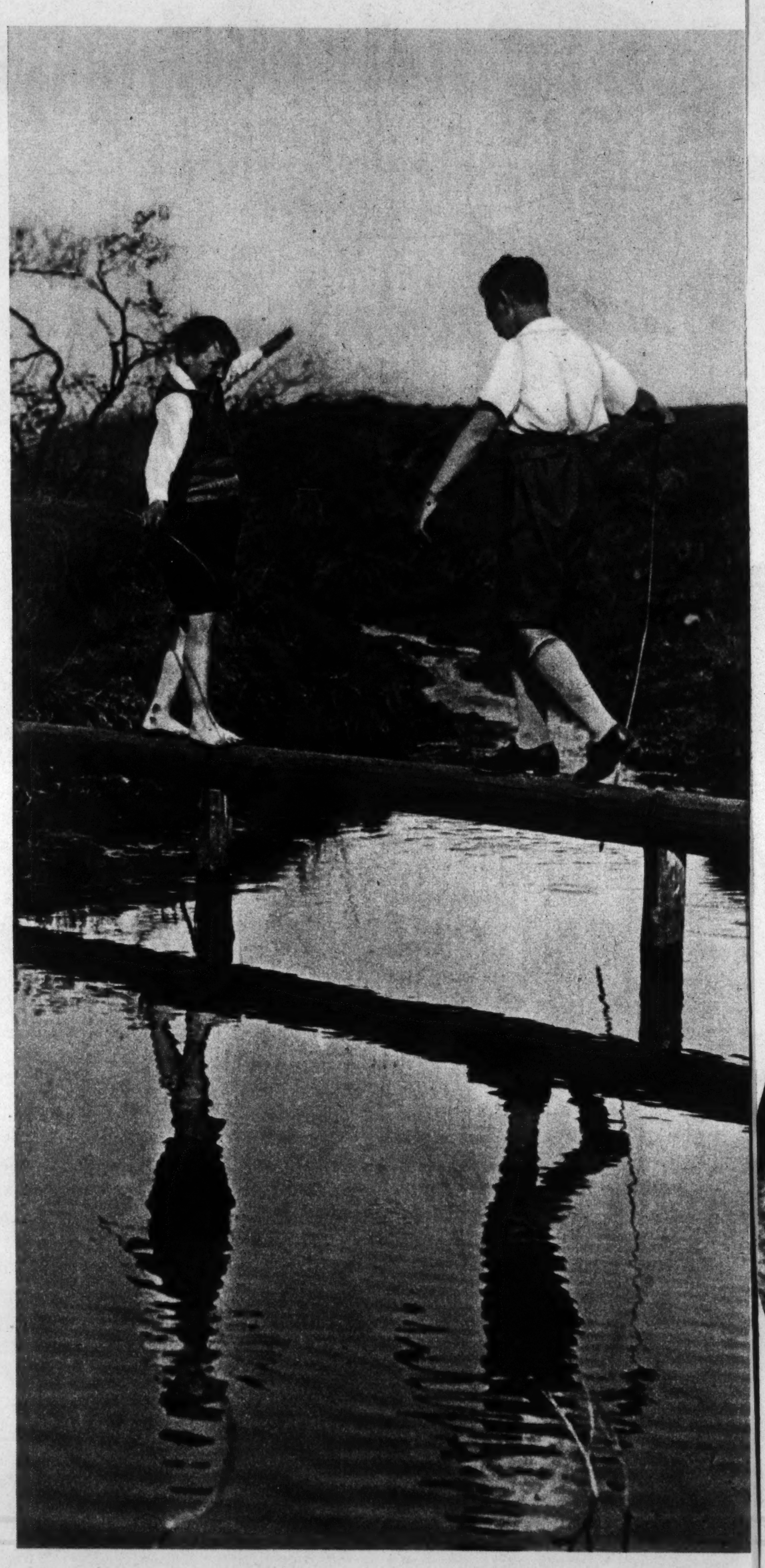
Von Henrich Hansen

Die Schauenburger Straße führt von der großen Hauptstraße in das Weichbild der Stadt. Es sind viele Wohnungen in dieser Gasse, denn nicht weit davon liegt der Hafen. Seeleute, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, Beamte wohnen hier in buntem Gemisch durcheinander. Eben eine Straße, wie es sie in allen Städten gibt, die sehr schnell wachsen. Viel Jugend ist hier. Es scheint deshalb unnötig, in der Schauenburger Straße Belehrungen über Ueberwindung von Klassengegensätzen zu geben, denn solange ich die Jugend dieser Gasse kenne, spielte dort alles durcheinander. Hier der Sohn des Kaufmanns, dort der des Arbeiters und Seite an Seite mit ihnen der des Kapitänleutnants.

Friedrich Wilhelm hatte seine acht Jahre auf dem Nacken, kam also in das Alter, wo Jungen beginnen das Schürzenband der Mutter loszulassen und dem Sprichwort nachzuleben: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!, wobei bemerkt werden muß, daß mit „Alten" für einen rechten Jungen selbstverständlich nur die Männer gemeint sein können. Ich habe immer sehr gerne gerade an den Knaben dieser Altersstufe mit großer Freude feststellen können, wie sie den Männern alles das absehen, was wirklich „männlich" ist. Zum Beispiel nehmen sie gerne forsche Haltung an; bis Mutter auftaucht, dann aber ändern sie ihre Taktik sofort. Sie sprechen auch gerne von all dem, was sie noch leisten werden und wollen, sind aber gewöhnlich am Wochenende nie recht viel weitergekommen. Ganz scharf sind sie auf den Sport. Und da muß ich schon sagen: Das geht über Vaters Interesse hinaus. Sie s e h e n nicht nur beim Fußballspielen zu, sondern sie s p i e l e n auch selber. Sonst — es sei nochmals gesagt: Wie der Vater räuspert und spuckt, das haben sie ihm glücklich abgeguckt.

Friedrich Wilhelm saß neben seiner gestrengen Mama, die allerdings mehr Schwester und Kamerad für ihn war, als würdige Repräsentantin der „Gattung Mutter". Er machte seine Schularbeit. „Junge, Junge, schmier doch nicht immer so beim Schreiben! — — Friedrich Wilhelm, guck nicht immer aus dem Fenster, wenn du deine Schularbeiten machst! — — Kannst du nicht endlich deine Beine ruhig halten; der ganze Tisch schüttelt ja — da kannst du doch nicht ruhig arbeiten! — — Was hast du da wieder für einen Zettel in der Hand? Gib mal her!" Fest hielt der Junge die Hand geschlossen. „Na, zeig' schon! Was ist es denn?" Die Mutter sprach wenig. „Meine Mitgliedskarte", sagte der Junge dumpf. „Mitgliedskarte? Mitgliedskarte? Sag' mal, wo bist du denn Mitglied?" „Ich bin 2. Vorsitzender im Verein der Schauenburger Raben. Wir Jungens von der Schauenburger Straße haben doch einen Verein gegründet." Die junge Mutter faltete das Papier auseinander. Da stand groß und deutlich darauf: Friedrich Wilhelm F..., 2. Vorsitzender bei den Schauenburger Raben — Unterschrift: Fite Hein — Stempel: Abdruck eines Korkens. Man schien jedoch noch versucht zu haben, mit einem Fünfpfennigstück den amtlichen Charakter des Korkenstempels zu heben. „Na — und was treibt ihr denn in eurem Verein?" „Wir spielen Fußballklub. Ich muß heute abend 7 Pfennig mitbringen für die Kasse." „Habt ihr denn auch einen Kassierer?" „Klar!" sagte Friedrich Wilhelm. „Und was macht ihr mit dem Geld?" „Da wollen wir erst einen schicken Fußball kaufen und dann die Bundesabzeichen." „Ach, Bundesabzeichen wollt ihr auch haben?" sagte die Mutter mit todernstem Gesicht. „Ja, ein weißes Band um den Arm mit einem Raben darauf. Fein wird das!" „Krrr" sagte plötzlich die Türklingel. Die Mutter ging hinaus. Draußen stand ein blonder Junge. „Friedrich Wilhelm möchte sofort zum Dienst kommen!" „Dienst?" staunte die Mutter. „Was ist denn das wieder? Wohin soll er denn zum Dienst kommen?" „Ja, der Vereinsleiter der Schauenburger Raben hat Appell angesetzt. Friedrich Wilhelm soll gleich kommen." Wenn eine Mutter Verständnis für ihr Kind hat und für alles das, was jung ist, dann läßt sie sicher auch trotz strengster Grundsätze einmal ihren Buben von der Schularbeit direkt zum „Appell" gehen. Mit sieben deutschen Reichspfennigen bewaffnet zog Friedrich Wilhelm ab. Bald hörte man unten auf der Straße erregte Stimmen der Jungen. Der Kassierer war noch nicht da! „Ja", sagte der kleine Syha, ein blondes Kerlchen, „er hat aber doch schon 49 Pfennig gesammelt! Wo ist er bloß?" Die Schauenburger Raben berieten. Plötzlich sauste einer in Richtung des Marktes los, währenddessen die anderen Mitglieder über die Spielvorhaben des nächsten Tages berieten. Die Frau hinter der Gardine wurde dabei Zeuge eines Schnellverfahrens. Einer der Mitglieder der stolzen Organi-

sation opponierte zu heftig gegen den Vereinsleiter. Nach einem kurzen aber heftigen Kampf mußte er den Mitgliedsausweis herausgeben. Er floh mit dem Schrei „das sag' ich meiner Mutter" in eine Seitengasse. Die Spielmannschaft war dadurch leider nicht mehr ganz vollständig, aber man hoffte eben auf die innere Werbekraft der jungen Organisation. Schon sauste der Späher, der in Richtung des Marktes auf Kassierersuche gewesen war, herbei. Er schrie — und die Tränen liefen rechts und links der Nase herunter. „Ich habe ihn gefunden, ich habe ihn gefunden; er hat die 49 Pfennig vernascht! Er lief noch mit einer Zuckerstange im Mund auf dem Markt. Hier ist sie!" Der Späher schwang eine lange, bunte Zuckerstange, — die am oberen Ende ein wenig angeknabbert schien, — dem Vereinsleiter vor die Nase. Der war wie aus allen Wolken gefallen. „Gib mir die Zuckerstange", sagte er dumpf, „ich will sie beschlagnahmen." „Nein!" schrien alle Jungens. „Du willst sie ja nur aufessen", orgelte Friedrich Wilhelm. Diesen Angriff auf seine Führerwürde ließ er sich nicht gefallen. Eine kurze aber heftige Rauferei setzte ein. Die Schauenburger Raben griffen hier und dort Partei. Bald löste sich der ganze Verein in Bolzgruppen auf. Als ich wenige Minuten später durch die Schauenburger Straße kam, da sah ich auf dem Kampfplatz nur noch zwei zerrissene Mitgliedskarten und die Trümmer der Zuckerstange. Friedrich Wilhelm aber war zu seiner Mutter geeilt und hat ihr zornschnaufend gemeldet, daß er dem Verein nicht länger angehören könne, da einmal die Kasse weg sei und zum andern der Vereinsleiter die Zuckerstange nicht herausgeben wolle. So flatterten die Schauenburger Raben auseinander. Eine stolze Organisation war damit vernichtet. Man sieht, was ein Kassierer, der mit 49 Pfennig durchgeht und ein gefräßiger Vereinsleiter, dem selbst eine Zuckerstange nicht heilig ist, aus einer so stolzen Gründung — wie es der Verein der Schauenburger Raben in seiner Blütezeit war — machen können.



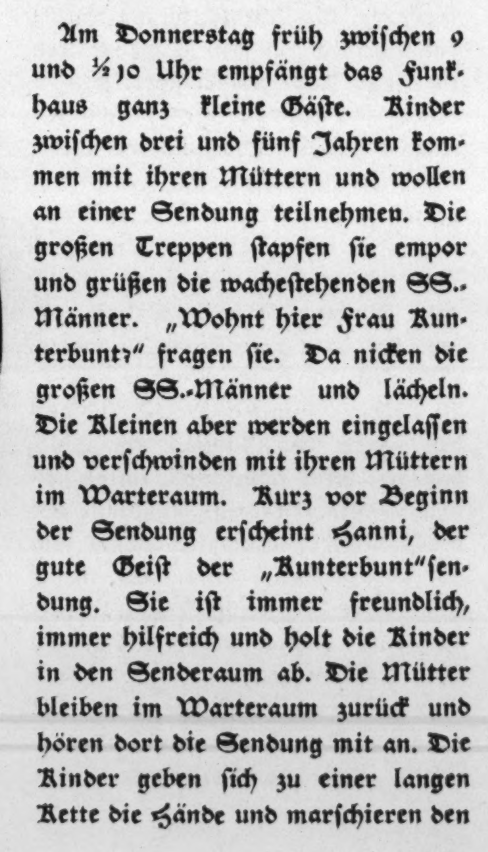
Geht das gut? Aufnahmen: Schramman (Mauritius)



Mit 5 Aufnahmen von Ursula Scherz



Wohnt hier die Tante Kunterbunt?



Ingried, Vera und Rita
sind ganz dabei . . .

eltius)

Am Donnerstag früh zwischen 9 und ½10 Uhr empfängt das Funkhaus ganz kleine Gäste. Kinder zwischen drei und fünf Jahren kommen mit ihren Müttern und wollen an einer Sendung teilnehmen. Die großen Treppen stapfen sie empor und grüßen die wachestehenden SS.-Männer. „Wohnt hier Frau Kunterbunt?" fragen sie. Da nicken die großen SS.-Männer und lächeln. Die Kleinen aber werden eingelassen und verschwinden mit ihren Müttern im Warteraum. Kurz vor Beginn der Sendung erscheint Hanni, der gute Geist der „Kunterbunt"sendung. Sie ist immer freundlich, immer hilfreich und holt die Kinder in den Senderaum ab. Die Mütter bleiben im Warteraum zurück und hören dort die Sendung mit an. Die Kinder geben sich zu einer langen Kette die Hände und marschieren den



Tante Kunterbunt singt Evchen ein Puppenlied vor ...

Das Lied vom Schornsteinfeger. Schornsteinfeger? das ist ein Zauberwort! Ein paar Knirpse können gar nicht abwarten bis das Lied zu Ende ist, dann haben sie soviel vom Schornsteinfeger zu erzählen! Das Flötenmännlein wird lustig und tanzt mit seiner Flöte im Senderaum herum. Er bläst: Die Mühle am Bach. Ah — das kennen die Kleinen schon alle! Da kann man fein das Korn mahlen und die Räder klappern und sich drehen lassen. Und dann auf einmal, viel zu früh, hört man Frau „Kunterbunt" sagen: „Die Kunterbunt geht jetzt nach Haus; singt schön unsere Lieder! Am Dienstag kommt sie wieder." Schade, gar zu schnell ist die halbe Stunde vorbei.

Ursula Scherz.

Flur entlang zum Sendesaal. Da kommt schon Frau „Kunterbunt". Die Kleinen reißen die Augen auf und grüßen freudig und erwartungsvoll. Schon sitzen sie im Halbkreis. Hoch oben schwebt das Mikrofon, aber kein Kind achtet darauf. Und nun beginnt eine Spielstunde. Die „Kunterbunt" singt mit ihnen. Unmerklich schaltet sich das Mikrofon ein, unmerklich geschieht das Wunderbare: Alle Kinder, die im Senderaum und die an den Lautsprechern, sind jetzt Kunterbuntkinder. Ein inniges und einzigartiges Zusammenleben beginnt. Die hübschen Lieder entstehen inhaltlich und tonlich aus gemeinsamem Erleben. Die Worte lernen sie beim Mittun. Und Frau Kunterbunt freut sich ihrer singenden Kinder. Manchmal hat auch eins den Mut ganz allein zu singen. Ob falsch, ob richtig, immer gibt es da Ueberraschungen. Da ist Rüdiger, der größte der Jungen, ein Kind, das an allem teilnimmt, immer etwas zu erzählen weiß. Ich schaue mit dem Techniker zusammen durchs Fenster in den Senderaum. Es scheint eine kleine Meinungsverschiedenheit zu geben. Rüdiger will das Puppenlied nicht mitsingen, und auf den Arm will er eine Puppe auch nicht nehmen. Er ist nur für Jungenslieder. Und er gibt eins zum besten:



Rüdiger will nicht Puppenvater sein.



Er singt lieber ein Jungenlied.

Mutter Broichmanns

Eine Jugenderinnerung von Peter Kintgen

„Wer Tiere quält, der ist auch nicht gut gegen die Menschen, und wirkliche Menschenfreunde sind auch Tierfreunde", sagte unser alter Lehrer oft zu uns. Hatte der Mann nicht recht? Wie oft schon fand ich seine Worte bestätigt, und dann kam mir immer „Mutter Broichmanns" in den Sinn. Die alte, aber noch rüstige und wohlgemute Frau wohnte im Anbau unseres Hauses. Ich war damals, als sie bei uns einzog, noch ein kleiner Hosenmatz, und zwischen jener seligen Zeit und heute liegen mehr denn vierzig Jahre. Ach, wie die Jahre vergehen! Aber wenn ich an das silberhaarige Frauchen denke, kommt's mir vor, als sei das alles gestern erst geschehen.

Als „Mutter Broichmanns" bei uns ihren Einzug hielt, war sie schon Wittfrau. Mit „ihrem Gottfried" hatte sie dreißig Jahre lang treu und brav karge Freude und herbes Leid getragen; sieben Kinder in Ehren groß gezogen. Wißt ihr, was das heißt? Da kam Ende der achtziger Jahre das berüchtigte Grippejahr, und auch „ihr Gottfried" gehörte zu denen, die ihre letzte Fahrt machten zum „Alten Friedhof" vor den Wällen der Stadt. — Ein Kind nach dem anderen heiratete, und bald stand sie mutterseelenallein da. Nun war ihr die Wohnung in der Stadt zu groß, verleidet, das Weh und Ach kam über sie, und „Mutter Broichmanns" suchte eine neue Bleibe draußen im Vorort — „im Grünen". Da war „mehr Freiheit", da konnte sie sich schneller selbst wiederfinden und auch ihr Herz, das sie bis dahin verschenkt hatte an Mann und Kinder. Dann dachte sie aber auch an ihre Tiere, ihren „kleinen zoologischen Garten". Ja, ihre Tiere sollten es nun auch besser haben. — „Mutter Broichmanns" mietete die drei Stübchen in unserem Anbau, der am Ende des großen Hofes lag und mit seinen lustigen Fenstern in den gepflegten Nutzgarten schaute, den ein niedriger grüner Zaun vom Hofe trennte. Hier gab es Luft und Licht und Sonne! Bäume und Sträucher, eine Wiese mit tausend bunten Blümchen. Das alles gefiel ihr „arg gut", und uns gefiel „Mutter Broichmanns". So wurde sie mit meinem Vater bald einig, gab den „Mietpfennig", und acht Tage später zog sie ein.

Nun begann für uns Kinder eine schöne, eine unvergeßliche Zeit. Das blanke Frauchen nahm uns oft mit in ihr heimeliges Stübchen, und eine interessante Welt tat sich uns auf: der „kleine zoologische Garten" Mutter Broichmanns. Da war vor allem ein stattlicher Hund, ein schneeweißer Spitz, der auf den drolligen Namen „Seppl" hörte; dann eine schwarze Katze, das „Möhrchen"; ein goldgelber Kanarienvogel; eine Wachtel, und dann, nicht zu vergessen, ein Laubfrosch, „der Wetterprophet". Ein geschliffenes Glas mit Moosen und Algen war sein Reich, das mitten auf dem Blumentisch stand.

Eine solche Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit, wie sie von „Mutter Broichmanns" gepflegt wurde, habe ich selten mehr angetroffen. Sommer und Winter „kroch" sie Punkt ½6 „aus den Federn", eines Weckers bedurfte sie nicht. Es dauerte nur eine kleine Weile und blitzblank begann sie ihr Tagewerk, ein frohes Lied auf den Lippen.

Die grüne Haustür des Anbaues wurde geöffnet, und „Mutter Broichmanns" steckte ihre auffallend kleine Nase in die Morgenluft. Das runde, freundliche Gesicht lachte, das Grübchen im Kinn wurde noch etwas tiefer, und die graublauen Augen leuchteten. Die lila Schleife auf dem weißen Spitzenhäubchen wippte lustig im Morgenwind, das geblümte Kleid — ein anderes Muster trug sie nie, weder „Streifen" noch „Uni" — fiel bis auf die Knöchel und ließ die kleinen Füße frei, die immer in blitzblanken Stiefelchen steckten. An die Mode hielt sie sich nicht, aber das Ganze war voll Harmonie.

„Seppl" sprang in lauter Freude an dem Fräuchen hoch, schlug faktisch einen Purzelbaum und sauste „wie ein englisches Rennpferd" über den Hof in den Garten, bald kam er wieder, schnell wie ein Pfeil und machte auf's Neue seine Sprünge. Er schaute seine Herrin fragend an, und die antwortete mit feinem Lachen: „Morge, Kälche, morge, Spitzche!" Ein frohes Bellen antwortete, und fort war er wieder.

Und ganz sittsam und manierlich, wie die Töchter eines Mädchenpensionates beim Spaziergang mit ihrer Erzieherin ging „Möhrchen" vor „Mutter Broichmanns" her, den buschigen langen Schwanz aufrecht, seine Spitze vergnüglich hin und her schwenkend. Und wenn das Fräuchen stehen blieb, machte „Möhrchen" auch halt, duckelte sich an das Fräuchen und rieb den runden Katzenkopf an dem geblümten Kleid und sagte: „Miau, miau!" bis „Mutter Broichmanns" das Tierchen „kräuelte" und ihm sagte, daß es „das beste Möhrchen von der Welt" sei.

Dann gingen die Drei langsam durch den großen Garten: „Seppl" schritt wie ein Kavalier links von „Mutter Broichmanns" und „Möhrchen" ganz vorsichtig an ihrer rechten Seite, jeder still für sich. Die alte Frau war glücklich, sie schaute nach den Blumen und jungen Pflänzchen, horchte auf den Gesang der Vögel, sprach mit Frau Amsel und lockte die losen Finken: pfiff ihren lustigen Ruf. „Seppl" und „Möhrchen" saßen dann still nebeneinander und spitzten ihre Ohren, daß ihnen ja nichts entgehe. Nur wenn eine dicke Hummel oder ein Bienchen brummend vorüber segelte, vergaß „Seppl" seine Erziehung und machte einen Luftsprung, allerdings vergeblich. Hin und wieder wurde „Möhrchen" ermahnt: „Möhrchen, daß du mir nur ja kein Vögelchen fängst, sonst —!" Dabei hob „Mutter Broichmanns" drohend den Finger und zeigte

Spiel im Garten

Aufnahmen und Verse von Franz Baumeister



Mutti pflanzt heut die Tomaten.
Hänschen drängts zu kühnen Taten.



Schon ersinnt sein kluges Köpfchen
Einen Bau mit leeren Töpfen.

auf die Musikanten, die im Geäst der Bäume musizierten. Und „Möhrchen", das alles wohl verstand, erwiderte kleinlaut: „Miau, miau!"

Nach einer Weile ging die Frau mit ihren Begleitern auf ihr Stübchen. Nun kamen die Blumen an die Reihe. Auf den Fensterbänken blühten in grünen Kästen brennende Geranien, hängende Fuchsien, leuchtende Kapuzinerkressen. Jedes Blümchen wurde begossen, jedes welke Blatt behutsam abgepflückt. Jetzt kamen die Vögel an die Reihe. „Mutter Broichmanns" öffnete dem kleinen Hans, der als „echter Harzer" Tag für Tag seine Weisen durch die kleine Kehle rollte, das Türchen. Flugs flog das Tierchen auf die große Zimmerlinde und schaukelte sich vor Uebermut auf einem weit ausladenden Zweig. Manchmal öffnete sie auch der Wachtel den Käfig, die sichs immer auf dem hochlehnigen Polsterstuhl bequem machte und vergnügt ihr Liedlein sang: „Freund, ich bin zufrieden . . .". Inzwischen versah die Frau die Näpfchen mit frischem Wasser und Futter, klatschte dann in die Hände, und willig flogen die Vögelchen wieder in ihre Bauer. Erst, wenn dann „Seppl" und „Möhrchen" auch versorgt waren und friedlich aus einer Schüssel frühstückten, goß sich „Mutter Broichmanns" ein Schälchen Kaffee auf und aß dazu ein Stückchen Schwarzbrot; das „halte ihr Leib und Seele zusammen", meinte sie.

Gegen ½9 Uhr schrillte dreimal die Schelle, das war der Briefträger. „Seppl" sauste die Treppe hinunter, nahm die Post in Empfang und präsentierte seiner Herrin Briefe und Karten im Maul. Dann machte die Frau ihre Einkäufe; auf den Gang freute sich „Seppl" ganz besonders, er trug das Körbchen und lief stolz erhobenen Hauptes vor der Frau her. Geduldig saß er vor jedem Laden und wartete, bis Frau Broichmanns ihre Einkäufe besorgt hatte; er ließ sich dann von keinem Freunde stören, mochte er noch so vielversprechend und aufdringlich sich „Seppl" nahen. Trat dann seine Herrin aus dem Ladengeschäft, leuchteten die klugen Augen, er nahm wieder das Körbchen ins Maul und ging noch stolzer wie ein Marktpolizist vor „Mutter Broichmanns" her. Zu Hause angekommen, wurde er belohnt mit einem Stückchen Zucker oder einem Zipfel Wurst.

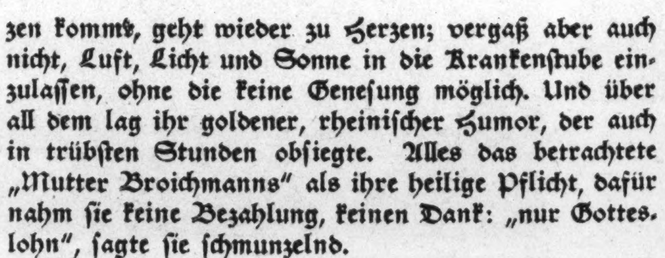
„Mutter Broichmanns" war nie ernstlich krank gewesen, und doch hatte sie für Kranke und Mühselige ein starkes Mitgefühl. Sie verstand es, mit kranken und schwachen Menschenkindern umzugehen, sie zu hegen und zu pflegen, über die Rekonvaleszenz zu bringen zur Genesung, besser als manche „gelernte Krankenpflegerin". Manchen Nachmittag hat sie bei Kranken verbracht, die keine rechte Wartung hatten, weil ihre Leute durch Haushalt und Geschäft stark in Anspruch genommen wurden. Dann holte man einfach — „Mutter Broichmanns". Morgens hantierte sie daheim und nachmittags war sie oft „Krankenschwester". Sie las den Kranken Wünsche und Bitten vom Gesicht ab, hatte ein feines Gefühl dafür, wann sie am Krankenbett schweigen mußte — wann der Kranke Unterhaltung als wohltuend empfand. Sie wußte zu trösten und Mut zu machen mit wohlgesetzten Worten, die aus klugem und gutem Herzen kamen: was von Her-



Ach, wie schnell kann was mißglücken!
Seht, ein Teil liegt schon in Stücken.



Mutti hats noch nicht gesehen.
– Wirds die Tonne wohl gestehen? –

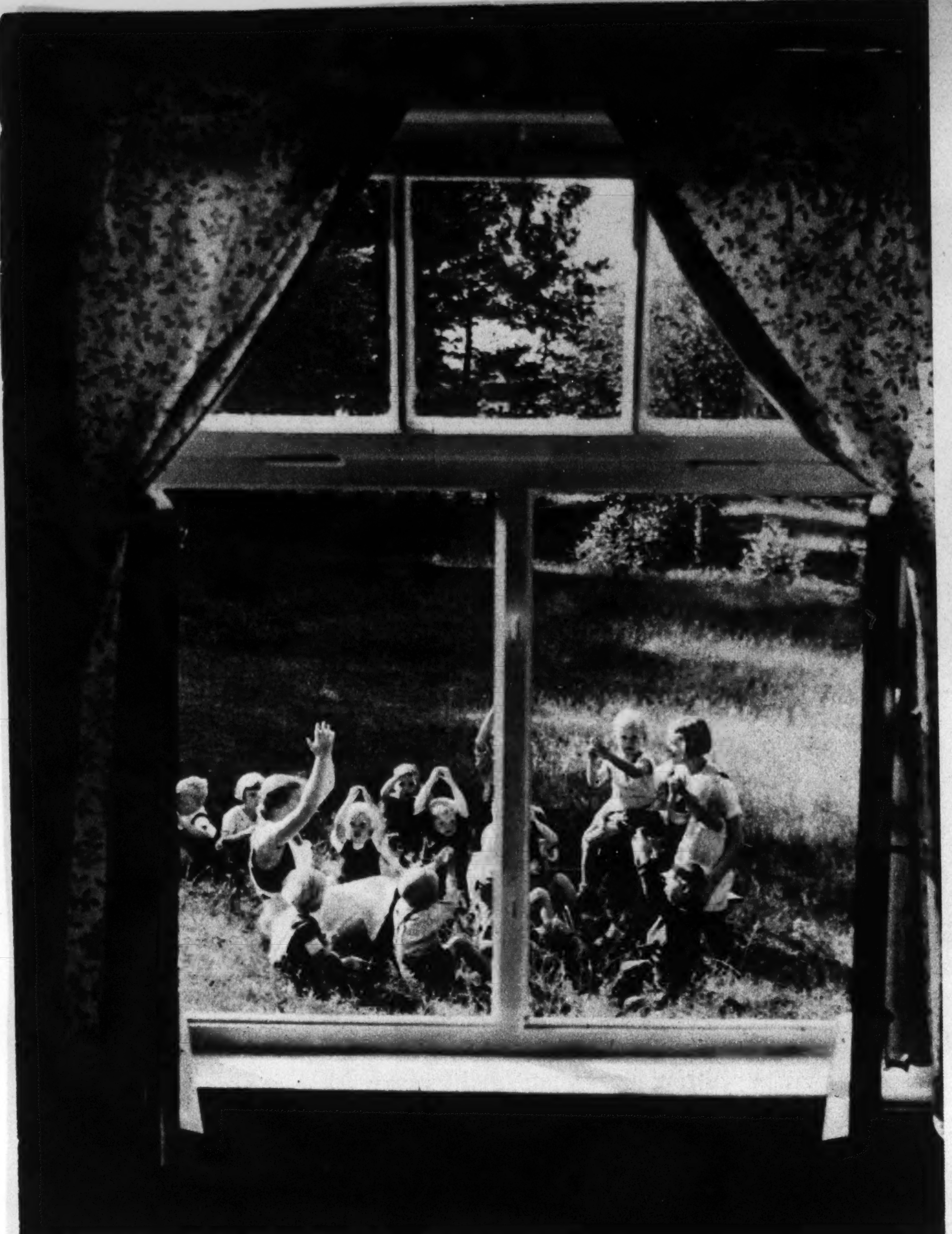


zen kommt, geht wieder zu Herzen; vergaß aber auch nicht, Luft, Licht und Sonne in die Krankenstube einzulassen, ohne die keine Genesung möglich. Und über all dem lag ihr goldener, rheinischer Humor, der auch in trübsten Stunden obsiegte. Alles das betrachtete „Mutter Broichmanns" als ihre heilige Pflicht, dafür nahm sie keine Bezahlung, keinen Dank: „nur Gotteslohn", sagte sie schmunzelnd.

So ging das viele Jahre vor der Jahrhundertwende. Aber dann kam eine Wende in die Tage „Mutter Broichmanns". Sie war damals fast 78 Jahre. „Möhrchen" begann den Reigen, es starb an Altersschwäche; ein paar Wochen später lag „Hänschen" tot im Käfig. Drei Tage später starb ihm die Wachtel nach, „gewiß vor lauter Herzeleid". „Mutter Broichmanns" kam aus dem Trauern gar nicht mehr heraus, aber sie nahm sich zusammen und trug ihr Leid nicht offen zur Schau. Tag für Tag kam sie allmorgens in den Garten und humpelte mit ihrem „Seppl" zwischen Blumen- und Gemüsebeeten. — Eines Tages — es war im blühenden Mai — kam „Seppl" in unsere Wohnstube und heulte und bellte. Wir glaubten anfänglich, es sei ihm ein Unglück zugestoßen und wollten nachschauen, aber das Tier wehrte heute ab und heulte ganz kläglich und sprang gegen die Tür. Wir begriffen, wir sollten mit ihm gehen. Ich folgte ihm über den Hof durch den bunten Garten bis zur Sommerlaube, die wilder Wein umrankte. Da saß im bequemen Lehnstuhl unsere „Mutter Broichmanns", die schmalen, müden Hände im Schoß gefaltet und schlief tief, ganz tief. — Vom Kirchturm klang die Abendglocke.



Gleich fängt Hans was Neues an:
„Mutti, schau mal, was ich kann!"



Die Kinderkrippe zu Jüterbog



Die Kinderg

Vo

Aufnahmen: B



Schafft Kindergärten auf dem Lande, auch in der kleinsten Dorfgemeinde! Erstaunt hören oder lesen viele diesen Ruf: wächst nicht das ländliche Kleinkind auf in einem Lebensraum, der auf dem Hof und im Stall, im Garten und auf dem Acker die besten Bedingungen für eine gesunde körperliche und geistig-seelische Entwicklung bietet. Bedarf es da einer besonderen Erziehungseinrichtung? Kann nicht — besser als bei jeder anderen Frauenberufsarbeit — das Kind die Mutter umspielen, so daß sie es neben der Arbeit beobachten kann? Und außerdem, ist nicht das Kinderhüten auf dem Lande die natürliche Aufgabe der Alten, die sich auf dem Felde nicht mehr nützlich machen können? Wer vom Lande stammt oder auf dem Lande lebt, der weiß, daß die Bedingungen für das gesunde Aufwachsen der Kinder keineswegs so günstig sind, wie der Städter sie sich gerne wirklichkeits-

fremd vorst
in Unkenntn
körperlichen
rung, da dr
auch im St
Scheune, an
schaftlichen
umherstehen,
Gefahren, n
Unfallstatisti
Kinder dies
fallen. Gen
Kleinkindes
die des Sta
Zeit für sei
die jungen
Tun. Da s
Kinderhände
entlaufene
Scheune brin
Familie. D
angestrengt
der hüten; o
für die Klei

rgn der NSV.

Vo|ons

n: B| Gau Kurmark



orste
nntni
chen
n dre
St
, an
hen G
chen,
n, n
tisti
dies
Gen
des
Stal
sei
en J
da st
ände
ne
brin
D
agt
n; o
Klein

die Mütter
kehrt in der
der Ernäh-
straße, aber
ien, in der
ei landwirt-
aschinen, die
ebenso viele
dt, und die
sehr viele
zum Opfer
lebnisse des
reicher, als
niemand hat
mand lenkt
taunen zum
tatenlustige
il und das
brennende
er die ganze
e kann nicht
ugleich Kin-
zum Acker
die Obhut

der Großmutter — oder des Großvaters vom Nachbarhof — versagt, wenn die Kleinen ihnen aus Seh- und Hörweite entlaufen.

Nein, es ist schon so, daß auch auf dem Lande den Kleinkindern die Fürsorge und Erziehung Not täte, die der Kindergarten seinen Schützlingen angedeihen läßt, und die mit dem Zähneputzen am Morgen beginnt und Werkarbeit, gemeinschaftliches Spielen und Singen umschließt. Und auf dem Dorf hat der Kindergarten genau so gut wie in der Stadt seine Aufgabe auch an den Müttern. Die Mütter für seine Erziehungsgedanken zu gewinnen, war das heiße Bemühen des großen Kleinkindpädagogen Fröbel; in seinem Sinne bemühen sich heute auch alle Kindergärtnerinnen, den Müttern die Erziehung im Kindergarten verständlich zu machen und zwischen der Erziehung im Elternhaus und im Kindergarten eine Verbindung herzustellen. Die Müt-



Aus dem Kindergarten in Spremberg





Aus dem Kindergarten in Beelitz

Aus den Kindergärten in Guben und Beelitz

ter sollen die Welt kennen, in der ihre Kinder tagsüber leben und zwischen dieser Welt und der zu Hause soll kein Widerspruch sein, der das kindliche Gemüt verwirren oder gar das Vertrauen zu seinen Erziehern vergiften könnte. Von den Erziehungsmethoden, die sich auf die Erforschung der kindlichen Entwicklung stützen ist bisher noch wenig bekannt geworden bei den Müttern auf dem Lande, die Arbeit ließ ihnen keine Zeit. Doppelt nötig brauchen sie deshalb die Anregung, die der Kindergarten zu geben vermag.

Nötiger als alle andern Mütter im Reich brauchen aber heute die Frauen auf dem Lande den Kindergarten zur Entlastung von der Sorge und Aufsicht für die Kleinen während des langen sommerlichen Arbeitstages. Jede Landfrau ist heute eine wichtige Mitkämpferin in der Erzeugungsschlacht, sie steht — ob im Stall oder auf dem Geflügelhof, ob beim Heuen auf der Wiese oder beim Häufeln auf dem Kartoffelacker — überall in vorderster Front. Sie muß sich dort voll einsetzen, denn nur dann wird genügend Nahrung für unser Volk geschaffen werden können und damit die Voraussetzung gegeben für das Gelingen des Vierjahresplanes. So muß, weil im Zeichen des Vierjahresplanes die Anforderungen an die Landfrau als Bäuerin oder Landarbeiterin erhöhte sind, zum Ausgleich in ihrer Beanspruchung als Mütter eine Entlastung eintreten. Bei den Kleinbauern ist die doppelte Beanspruchung der Frau, die oft die einzige

Helferin des Mannes ist, am größten, deshalb brauchen gerade die kleinen Dörfer den Kindergarten am nötigsten. So hat mit dem Beginn der ersten Erzeugungsschlacht auch die Bewegung eingesetzt zur Schaffung der Erntekindergärten. Die NS.-Volkswohlfahrt hat die ganze Größe und Bedeutung dieser Aufgabe erkannt, und ist zu ihrer Trägerin geworden; von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der von ihr eingerichteten und betreuten Erntekindergärten. 300 sollen es in diesem Sommer allein im Gau Kurmark werden!

Daß die Erziehung in den Kindergärten der NSV. nationalsozialistisch ist, versteht sich von selbst, grade in dieser bewußten weltanschaulichen Haltung liegt ihre weitere besondere Bedeutung. Mit den NSV.-Kindergärten senkt die nationalsozialistische Bewegung ihre Wurzeln zu allertiefst in das Herz des Volkes. Denn im Kleinkindalter vollzieht sich, das wissen wir heute, die entscheidende Formung des ganzen Menschen. Die Nationalsozialisten der Zukunft werden schon im Kindergarten vertraut mit dem Liedgut der Bewegung. Die Fahne steht schon im Leben der Dreijährigen als ein heiliges Symbol, dem am Morgen und Abend der Gruß der Gemeinschaft dargebracht wird durch Lied und Spruch beim Hissen und Einholen. Liebe und Verehrung für den Führer wird gepflegt durch Bilder und Erzählungen und an den großen Tagen der Bewegung nimmt auch das Leben im Kindergarten mit seinen kleinen Feierstunden teil. Die Wellen jeder Volksbewegung werden langsamer und träger, je mehr sie hinauskommen auf das dünnbesiedelte Land. Immer weniger Menschen fangen den neuen Stoß auf, um ihn als Anstoß weiterzugeben. Deshalb sind die NSV.-Kindergärten auf dem Lande wichtig als Sammelpunkte nationalsozialistischen Wollens, von denen Anregung und Anstoß für die ganze Dorfgemeinde ausgeht. Die Kinder wachsen hinein in eine neue Welt, und sie ziehen ihre Mütter nach.

Wichtig ist die allgemeine erzieherische Aufgabe der ländlichen Erntekindergärten, wichtiger aber ist ihre volkswirtschaftliche und nationalpolitische Aufgabe im Dienst der Erzeugungsschlacht und des Vierjahresplanes. Und am wichtigsten ist ihr Wirken im Dienst der Bewegung.

Flaggenhissung im Kindergarten zu Seelow bei Cottbus
*
Lesestunde im Kindergarten zu Beelitz





Hände auf die Bettdecke!

Auch noch bei älteren Kindern macht es meistens Schwierigkeiten, sie dazu zu erziehen, daß sie sich nachts nicht aufdecken. Die starke Abkühlung gegen Morgen verursacht beim aufgedeckten Kind nur zu oft eine Erkältung. Eine sehr einfache und unbedingt zuverlässige Abstellhilfe kann sich die Mutter folgendermaßen herrichten: Ein drei Zentimeter breites Gummi-Gurtband, 30 Zentimeter länger als die Matratze breit ist, wird an beiden Enden mit einer drei Zentimeter breiten Beißklammer versehen, wie man sie im Weißwarengeschäft für Strumpfbänder und Hosenträger bekommen kann. Man führt das Band in Schulterhöhe unter der Matratze durch, wo es dauernd liegen bleibt. Beim Zudecken klammert man rechts und links etwa 20 Zentimeter von den Bettwänden entfernt unter straffem Anziehen des Gummigurtes eine Deckenfalte mit der Beißklammer fest. Die Decke wird vor dem Anklammern an den Seiten sauber unter die Matratze gesteckt, so daß sie nach dem Anklammern zwischen Matratze und Gurtband glatt eingeklemmt liegt. Eine gute Beißklammer ist auch von einem größeren Kind nicht zu lösen, so daß diese Methode zuverlässiger ist als alles umständliche Anbinden und An-

Der Albdruck

Von Editha v. Moers

Es wird wohl keinen Menschen geben, der ihn nicht kennt, diesen Angsttraum, der Groß und Klein heimsucht. Die Frage nach der Ursache ist nicht immer leicht zu beantworten. In vielen Fällen wird ihn ein zu schweres Abendessen oder ein Zuviel, das dem Magen vor dem Schlafengehen zugemutet wurde, hervorrufen. Aber auch starke Sinneseindrücke grausiger oder auch nur fremder Art vermögen uns in den Traum hinein zu verfolgen und dann Formen anzunehmen, die, ins Riesenhafte gesteigert, Angstzustände schaffen.

Ich war just zwei Jahre alt, als meine Eltern mit mir aus Afrika nach Europa zurückkehrten und bei dieser Gelegenheit auch Malta besuchten. Man nahm mich mit und zeigte mir auch die Rüstungshalle, die wohl unserem Zeughaus in Berlin nicht unähnlich gewesen sein mag, wohin sicher viele Eltern ihre Kinder ohne Besinnen mitnehmen würden, auch wenn sie noch klein sind.

Ich weiß von diesem Besuch nicht das geringste mehr. Im Unterbewußtsein aber hat er sich festgesetzt und mich jahrelang gequält. Nacht für Nacht wiederholte sich der gleiche Vorgang. Ich sehe das so deutlich, und der Ablauf dieses Angsttraumes ist mir noch heute so gegenwärtig, daß ich unter dem Einfluß von Fieber gelegentlich wieder diese Bilder sehe.

Meist blieb jemand an meinem Bett, bis ich eingeschlafen war, oder die Tür zum Wohnzimmer, in dem meine Eltern saßen, stand offen.

Im Traum erschien aus weiter Ferne, ganz klein, wie durch ein umgekehrtes Fernglas gesehen, irgend eine Gestalt ohne Gesicht, manchmal auch ohne Kopf; sie kam näher und näher, wurde immer größer, durchsichtig wie ein dünner Nebel, und hinter ihr erschien ein Weinglas auf hohem Stiel, das auch ständig an Ausmaß zunahm, sich weitete, sich dehnte, bis an die Decke wuchs, und wenn beides, die Gestalt und das Glas, das ganze Zimmer erfüllten und mich zu umschlingen drohten, dann rief ich um Hilfe. Ich erwachte, und Vater oder Mutter standen an meinem Bett. Ich wurde in ein warmes Schlafröckchen gepackt und mit ins Wohnzimmer genommen, wo auf dem Tisch meist zwei Weingläser standen. Daher folgte dem Schreckgespenst das Weinglas. Gewöhnlich

schlief ich auf meines Vaters Knien bald wieder ein. Für diesmal war der Bann gebrochen und ich erinnere mich nicht, daß ich jemals von dem gleichen Traum zweimal in einer Nacht heimgesucht worden wäre.

Eines Abends hatte sich der Vorfall auch wieder wie geschildert abgespielt. Meine Eltern hatten Besuch von einem Ehepaar, das mit ihnen in Afrika zusammen gewesen war. Auf dem Tisch lag aufgeschlagen ein großes Album, so schwer, daß ich es nicht hätte heben können. Ich sah mit hinein, wie mein Vater darin blätterte. Und dann rief ich plötzlich: „Davon träume ich immer." Es war ein Bild aus der Rüstungshalle in Malta. Meine Eltern erklärten mir nun — ich war schon fünf Jahre alt — was die Rüstungen bedeuteten, und seitdem habe ich nie wieder davon geträumt.

Der zweite Fall liegt etwas später. In Wilhelmshaven gab es eine Drehbrücke. Sie öffnete sich in der Mitte, wenn große Schiffe unter ihrem ziemlich hohen Bogen nicht durchfahren konnten. Wie es kam, kann ich nicht sagen; jedenfalls stand ich eines Tages auf der Brücke in dem Augenblick, als sie geöffnet wurde, und der Gedanke, daß ich von der ziemlich beträchtlichen Höhe ins Wasser fallen könnte, verfolgte mich lange Zeit bis in den Traum hinein. Immer stand ich auf der Brücke, sah das Wasser unter mir und das näherkommende Schiff, das mich unbedingt hätte „überfahren müssen", wenn ich hineingefallen wäre. Schließlich erzählte ich meinem Vater davon und er sagte: „Sehr einfach. Du bist ja nicht feige und kannst schwimmen, laß dich einmal im Traum fallen, dann bist du ihn los." Ich weiß, daß ich zunächst doch im Traum den Mut nicht aufbrachte, mich aus der Höhe in das kalte Wasser vor das heranbrausende Kriegsschiff fallen zu lassen. Aber schließlich gelang es. Ich fühle heute noch das Fallen, spüre das „traumhafte" kalte Wasser — und der Traum war ein für alle Mal erledigt.

Jeder Mensch wird träumen und meist lohnt es sich gar nicht, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Kinder sind empfindlich, Eindrücken aller Art leicht zugänglich, und es ist durchaus kein Grund zur Besorgnis, wenn Hans nachts im Traum das Indianerspiel fortführt und wilde Reden schwingt. Es tut auch gar nichts, wenn Dorle im Traum bittere Tränen vergießt, weil die Puppe zerbrochen ist; sie tröstet sich sehr rasch wieder beim Anblick des unversehrten Spielzeuges, und die Vorstellung, sich durch einen

knöpfen von Kinderdeckchen. Knöpfe sollten an Kinderdeckchen schon aus dem Grunde ganz fehlen, weil auch der bestvernähte Knopf abreißen, und dem Kind in den Mund gelangen kann.

Kleineren Kindern ist mit der seitlichen Sicherung der Bettdecke allein nicht geholfen, sie kriechen, wenn es ihnen einfällt, mitten in der Nacht nach oben zu übers Kopfkissen heraus und schlafen nachher sanft und selig auf der Decke weiter. Dagegen hilft ein ebenso einfacher wie praktischer Kniff: Wir fassen den oberen Deckenrand mit einem passenden Gurtband ein, indem wir das Band rechts, also nach außen, aufsteppen. In der Mitte bleiben 20 Zentimeter ungesteppt, so daß das Band an dieser Stelle zunächst wie eine Oese lose aufliegt. Diese Oese teilen wir durch eine mehrmals hin- und hergesteppte Quernaht durch die ganze Breite des Bandes in zwei gleiche Teile, so daß statt der anfänglich einen großen Oese nun zwei halb so große, kräftige Bandösen auf der Deckenmitte entstanden sind. Nun wird das Kind probeweise in seine Decke eingewickelt und zwar so, daß die Decke Brust und Seiten bedeckt, dicht unter den Achseln herauflaufend. Jetzt wird an der Biegung zwischen Seite und Rücken, an der Decke je ein 60 Zentimeter langes weiches Gurtband fest angenäht. Diese beiden Gurtbänder sichern die Decke vollends: man kreuzt sie im Rücken des Kindes, zieht sie über die Schultern weg vorne durch die beiden Oesen und bindet sie dort zu doppelter Schleife zusammen.

Diese Methode der Deckensicherung hat noch den Vorteil, daß sie mit dem Kinde wächst, da ja die Schulterbänder beim größeren Kind nur loser gebunden zu werden brauchen. Schon die Lure beim ungewickelten Säugling kann man auf diese Art praktisch sichern und sie so vom größeren Kind als Strampeldecke auftragen lassen. Benutzt man auch für den Säugling noch den eingangs erklärten Deckenhalter, so ist er ohne Gurt und Wickel bestens gegen Bloßstrampeln geschützt. Aber auch auf die Waschdecke des größeren Kindes angewandt, ist die Methode zuverlässig. Es ist bei Kindern aus verschiedenen Gründen wichtig, daß die Hände über der Decke bleiben, bezw. zwischen der Waschdecke und einer zweiten darüber gebreiteten Woll- oder Steppdecke.

Auch um diese an sich nicht ganz leichte Forderung durchführen zu können, wird manche Mutter die vorstehende Anregung gern ergreifen.

Anni Weber.

Aufnahme: Elisabeth Hase

Berg von gehaßtem Brei oder sonst etwas Unbeliebtem durchessen zu müssen, ist auch nicht besorgniserregend. Wir wollen ja keine verzärtelten Geschöpfe heranziehen, sondern gesunde Kinder, die lernen müssen, mit Schwierigkeiten selber fertig zu werden. Andererseits soll man aber wirklich auffallenden Erscheinungen nachgehen.

In späteren Jahren habe ich als Lehrerin häufig Erzählungen der Angstträume von Kindern gehört und konnte manchem kleinen Mädchen, das stets verträumt und übernächtigt zur Schule kam und naturgemäß ungenügende Leistungen aufwies, helfen dadurch, daß man ihm die Angst nahm. Da kam der Schlaf wieder zu seinem Recht, das Kind wurde frischer, aufmerksamer, und seine Leistungen besserten sich zusehends.

Unverantwortliche Erwachsene haben durch törichte, unüberlegte Redensarten oder durch absichtlich einschüchternde Drohungen manchem jungen Menschen sein Leben verbittert. So erzählte mir eine heute siebzig Jahre alte Frau, daß sie die Angst vor Toten nicht los würde. Ein Kutscher, mit dem sie als kleines Mädel aufs Feld gefahren sei, habe ihr gesagt, als ein Leichenwagen hinter ihnen herfuhr: „Dreh dich nicht um, die Toten kommen hinter den Lebenden her." Da nun der Garten des elterlichen Hauses an den Friedhof stieß, so kann man verstehen, daß das kleine Mädchen von Angstvorstellungen gepeinigt worden ist. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern war damals eben noch so, daß das Kind nicht wagte, zur Mutter von ihrer Angst zu sprechen. Das ist heute glücklicherweise anders, und wir können durch die Kameradschaft, durch das Vertrauen im Verhältnis zu unseren Kindern ihnen helfen, Angstträume durch ruhige Erklärung zu beseitigen.

*



Verlegenheit

Aufnahme Frau Ch. Rade



Von Erwin Jäkel — Zeichnungen: E. Pahlitzsch



Ringel, Ringel, Reihe, wir sind der Hasen dreie —
hüpfen um den Hollerbusch, machen alle husch, husch, husch.

Im Kreis Galopphüpfen links herum.

Ringel, Rangel, Rasen, wir hüpfen wie die Hasen
um den großen Tannenbaum und machen einen Purzelbaum.

In Kauerstellung hüpfen — am Ende Purzelbaum.

Ringel, Rangel, Rusche, wir sitzen in dem Busche —
ducken uns und strecken fein unser Schnuppernäselein.

Kauerstellung — abwechselnd bis zur Streckung im Zehenstand.

Ringel, Rangel, Reh, der Jäger schoß — o weh!
Hoppeln nun nur auf drei Beinen — alle Hasen müssen weinen.

In Kauerstellung auf drei „Beinen“ vorwärtshüpfen.

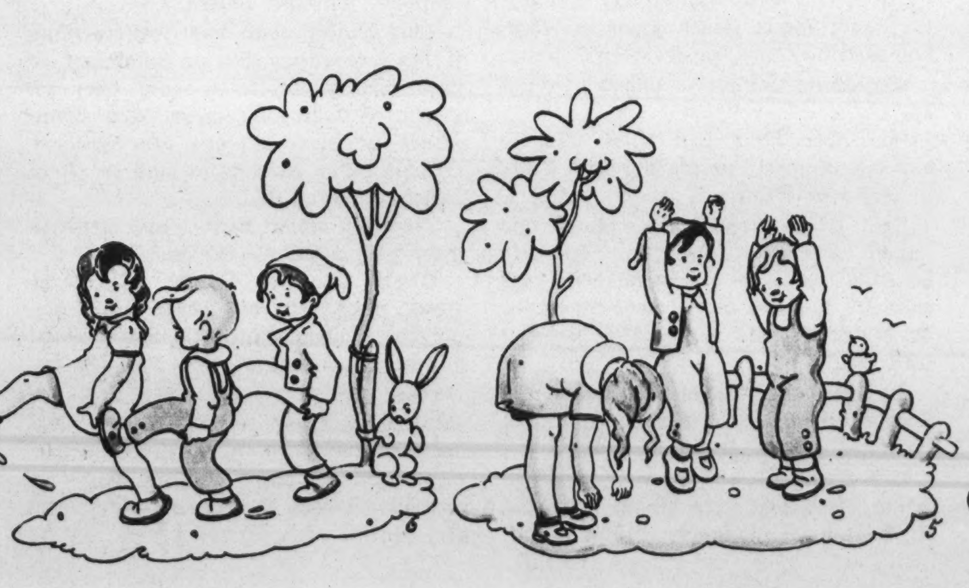


Ringel, Rangel, Reigen, zum Gruße wir uns neigen,
strecken uns im Sonnenschein — wollen noch viel größer sein!

Grundstellung — verneigen. Streckung bis zum Zehenstand — Arme hoch!

Ringel, Ringel, Reihe, wir war'n der Häslein dreie,
marschieren im Soldatenschritt nun nach Hause. Ziehet mit!

Mit hohem Beinwerfen vorwärtsgehen.







Novelle von Henrich Hansen

Zeichnungen E. Pahlitzsch

Fortsetzung aus Heft 10

War es nicht, als ob ein feiner Duft ihm in die Nase stieg! — Jäh sah er sich um. Weg, nichts! —

Die Bäume rührten sich in leisem Schauern. Da glaubte er Kleiderrauschen zu hören. Auch nicht! —

Der kühle Nachtwind legte sich ihm schwer auf Mund und Brust. Er rührte an den nachtschwarzen Wintereichen und floh dann hinaus. Immer tiefer sank der schwarze Schleier, der auf Baum und Strauch lag, hinab — bis wieder am Himmel ein heller Schein stad. — So kam der Morgen!

Pastor Stuhr, finde dich wieder in dein stilles Priesterhaus zurück! In Husum wartet deine Gemeinde! — Ein Pastorenhaus ist immer ein Glashaus, das weißt du doch!

Die Welt ist noch nie aus den Angeln gegangen, wenn man es auch manchmal glauben möchte. Auch damals nicht, als man in Ostenfeld ziemlich spöttisch über die kleine Frau zischelte — und der Pastor dabei auch nicht zu kurz kam.

Nur als einmal betrunkene Bauern im Dorfkrug das Mundwerk nicht halten wollten, gab Karsten Reimers einem einen Denkzettel, daß er bald darauf fünf Mark Buße zahlen mußte. Seit der Zeit war Ruhe in Ostenfeld.

In der kleinen Frau Eike sah es aber ganz anders aus. —

Eike hatte sich in der Hochzeitsnacht selbst verloren. Einsam war sie durch die Nacht nach Hause gewandert. Aber je näher sie nach Husum kam, umso fester wurde ihr Schritt.

Wie war ihr Leben doch wieder einmal schön gewesen! Sie fand in diesem Augenblick keinen seelischen Ausdruck dafür. Nur wußte sie, daß sie unnennbar glücklich gewesen war.

Von Husum kam eine Laterne langsam auf sie zu. Ein später Geestbauer ging durch die Nacht auf seinen Hof. Der Wein im Ratskeller war recht gut gewesen, denn der kleine Lichtschein sprang hin und her. Als er an Eike herankam, leuchtete er ihr ins Gesicht und rief ihr ein paar harmlose Derbheiten zu. Da merkte Eike, daß die Welt noch die alte war und im Senatorhaus Licht auf sie wartete. —

*

Als sie heimkam, lag der Senator wach in seinem Bett.

„Na, kleine Deern, wie hat der Kram dir dort gefallen?"

Er hustete hohl auf.

Eike sah ihn an und die Scham stieg in ihr auf. Sie erkannte, wie seine Haare um die Schläfen grau und die Augen schwarzumrändert waren. Da zwang das Mitleid die kleine Frau vor ihren Mann auf die Knie. Sie faßte seine Hand und drückte die Lippen darauf.

„Heinrich, du bist krank!"

„Wird wohl nichts weiter auf sich haben, Deern, geh nur ins Bett, sollst mir morgen von der Hochzeit erzählen!"

„Ja, morgen!"

Der Senator schloß die Augen halb und sah zu seiner Frau herüber, wie sie sich auszog. Sonst hatte sie immer das Licht vorher ausgemacht, wie es wohl ein Jungmädchen tut, das sich schämt. Sie reckte die beiden Arme ein wenig über den Kopf und räkelte sich. Ihre Augen waren voll eines großen Erlebens.

In diesem Blick glaubte der Senator die ganze Seele seiner Frau zu sehen, und auch das Bild des fremden Mannes.

Er stöhnte tief auf — und sah sie fest an.

Sie aber blies das Licht aus, so daß das Dunkel zwischen ihnen stand, — wie eine Mauer.

Der Morgenwind war scharf wie immer hier zu Lande. Er schüttelte herrisch an den Fensterläden und raschelte hart in den Rosenbüschen. — Zu dieser Stunde erst schlief der Senator ein.

So war alles ruhig, bis der junge Tag da war, grau und dunstig, wie die Tage in der Herbstzeit sind.

Die kleine Stadt an dem Nordseestrand blieb sich stets gleich. Ob die Krokusse im Schloßgarten blühten, oder die Herbstzeit kam. Selbst der Winter veränderte nicht viel. Nur, daß um die Weihnachtszeit die Menschen ein wenig schneller gingen und die Auslagen in den Fenstern ein wenig bunter wurden. Und das alles auch im Abendschummern!

Senator war in diesem Winter viel um seine Frau. Warum, wußte er selber nicht. Aber eine Unruhe fraß ihm am Herzen seit jener Hochzeitsnacht von Ostenfeld. So ein Menschenherz ist ein eigen Ding. Man kann es zu Zeiten schlagen, — es rührt sich nicht. Zu anderen Zeiten vermag ein ganz kleiner Funke es schon in Brand zu setzen. In einen Brand, den niemand wieder löschen kann.

Des Senators Herz brannte! Wohl flammte hin und wieder der alte Stolz in ihm auf.

„Drück dich nicht so still beiseite!" flüsterte es dann in ihm. Und bald dieselbe Stimme: „Du bist alt, Senator, gib dich deshalb zufrieden!"

So lebten Eike und der Mann Seite an Seite — und waren doch Mann und Frau. — Bald aber fingen Weiber, die zu Senators Fische brachten, untereinander allerhand Geheimnisvolles zu erzählen an. Sie tuschelten und sagten: „Bei der Frau Senator sollte „Freund Adebar" Einkehr halten!" —

Dem Pastor war das Senatorhaus fremd geworden. Ein paarmal war er nach dem Hochzeitstag noch dort gewesen, — dann nicht mehr. Die Leute sagten, er hätte sich mit dem Senator erzürnt. Der Alte sei ja auch zu eifersüchtig, meinten sie.

Menschen reden viel — und meistens nicht das Beste. — So auch hier.

Wahr ist, daß Stuhr seit jenem Abend nicht mehr die Kraft fühlte, der jungen Frau zu begegnen. Seine Studierstube lag jetzt oft tot und still da.

Wer einmal so das große Leid gefühlt, wird krank für alle Zeiten bleiben. — Und wenn so einer die Zähne zusammenbiß, daß sie knirschen, so hört er doch das Pulsen und Hämmern des Blutes.

Pastor Stuhr hatte seine Ruhe in der Ostenfelder Herbstnacht verloren, nun half alles nichts mehr.

Er schrieb seiner Mutter noch immer wie früher, — daß es ihm gut ginge und sie sich nicht um ihn sorgen solle. — Aber die Briefe waren leer und gequält! Was hatte Frau Eike ihm doch einmal gesagt, damals als er noch im Senatorhaus ein- und ausging?

„Ich glaube, Herr Pastor, ein Mutterherz sieht tiefer, als ein Kind je spüren kann. Sie sprechen so viel Gutes von ihrer Mutter, ich glaube, sie gehört zu diesen Frauen, die ich meine."

Wenn er daran dachte, fühlte er einen Stich im Herzen. Er wollte mit keinem Menschen sein Weh teilen —; auch nicht mit seiner Mutter. —

Der Schnee stob über die Husumer Straßen, er hüpfte mit dem Ostwind um die Wette. Der schrie jedesmal, wenn er Vorsprung gewonnen hatte, hui, hui! Aber schon sausten die kleinen Schneekinder wieder an ihm vorbei.

Die Häuser waren schon ganz weiß, nur auf dem Marktplatz blieb noch ein großer düsterer Flecken stehen. Dort spielten noch ein paar Jungens mit dem letzten Steinhaufen von der neuen Chaussee. Die Arbeiter waren längst weggezogen und damit auch das lustige Liederspiel. Nur der einsame Steinhaufen konnte noch von Sommer- und Liederzeit berichten.

Frau Eike stand am Fenster und schaute dem Schneetreiben zu. Noch immer kamen die Flocken geeilt, stoben auseinander. Einige setzten sich gar für einen Augenblick an die Fensterscheiben. Aber, hatte der Wind sie wieder eingeholt — die Jagd ging wieder los.

Zum ersten Mal seit langer Zeit flogen Eikes Gedanken in ihre Heimat. Sie war in der letzten Zeit sehr einsam und traurig. Ihr Mann war den ganzen Tag um sie. Trotzdem und vielleicht eben darum, war es so. Seine Augen funkelten manchmal fremd und feindlich, daß ihr oft bange wurde. Aber dann fühlte sie plötzlich dicht unter dem Herzen ein junges Leben. Es hätte Glück künden können, nun sagte es nur von Scham und Weh. Sie setzte sich oft zur Dämmerzeit in den Fensterstuhl und sah in den bleichen Tagesschein, bis auch der fort war, verflogen in eine unbekannte Heimat. Heimat?

Der Senator kam. „Guten Abend!", sagte er. Die junge Frau dankte.

Die Dienstmagd brachte die Lampe.

„Bring die Lampe noch einen Augenblick wieder hinaus!" befahl der Mann. Die Magd gehorchte.

Erst rückte er ein wenig mit dem Stuhl hin und her, unsicher und verlegen — dann sagte er auf einmal laut und herrisch: „Uebermorgen ist Weihnachten, Eike, hast du einen Wunsch?"

Die Frauengestalt im großen Stuhl fuhr zusammen. Die Silberknöpfe an ihrem Schnürleibchen klangen leise auf.

„Einen Wunsch, Heinrich? Nein, eigentlich keinen. Ich habe ja alles, was ich brauche. Ich danke dir, du meinst es gut!"

„Eine eigenartige junge Frau, die keine Wünsche mehr hat, scheint mir." Die Männerstimme klang um einen Ton härter.

„Heinrich, ich habe dir ja schon oft gesagt, daß ich alles habe. — Aber ich vergaß dich. Was wünschst du dir?"

„Ich?" Senator lachte hart auf. „Was soll ich mir wohl wünschen? Ich habe mir schon sehr viel in meinem langen Leben gewünscht. Hab auch alles bekommen. Aber meistens verlor ich bald wieder meine Freude daran. Aber, nun du fragst!" Er stand auf und sah sie drohend an. „Eike, eines wünsche ich mir und daran, sage ich dir, verlör ich nie meine Freude."

„Und das wäre?"

„Ein Kind, Eike, — — aber aus eigenem Fleisch und Blut!"

Der Stuhl rückte plötzlich ans Fenster. Eike stand.

„Heinrich, kannst du mir einen Augenblick zuhören?"

Er gab dumpf seine Antwort.

„Sieh, du hast mich damals genommen, als kein Mensch etwas von mir wissen wollte. Ein Mädchen, das einen Bruder im Zuchthaus hat, tut man beiseite, es ist unbequem so. Ich habe dich genommen — und war doch nie dein. Verstehe mich recht. Ich habe ja so viel Gutes durch dich gehabt. Aber mein Herz, wie es kam, kann ich dir in diesem Augenblick nicht sagen, — du wirst es aber früh genug spüren, warum es so war, — gehörte ja nicht dir. Frage nicht nach Einzelheiten, Heinrich, das bringt dich und mich nicht mehr weiter. Du hattest dein Spielzeug und ich einen ehrlichen Namen. Wir haben in einer häßlichen Stunde schon einmal darüber gesprochen. Du warst zu alt und ich zu jung für dich. Das gab kein gutes Gespann. Das hätten wir wissen müssen. Du bist auf deine Weise sehr gut zu mir gewesen. Aber verstanden hast du mich in der Zeit unseres Zusammenlebens nicht. Wenn mir das Herz zum Bersten voll war, sagtest du: „Geh ins Bett, kleine Eike, und schlafe!" Deine Arbeit sei mir zu hoch — so meintest du. Mag auch wohl gewesen sein. So war ich nur dein Spielzeug, Heinrich. Ich sehnte mich dabei nach einem Kind. Nach einem Wesen, das einmal alles das von mir empfangen sollte an Aeußerem und Innerem, das mir versagt war. Das war gefährlich für mich. Gefährlicher noch deshalb, weil ich mein Herz unabänderlich an einen Menschen verloren hatte, trotzdem der mir so viel Leid angetan hatte. Aber ich — ich konnte einfach nicht anders. Ich habe immer, immer nach diesem Mann geschrieen. Wenn ich mich schmückte, dann tat ich es nur für ihn, obgleich ich wußte, daß ich abends wieder ins Bett gehen würde, wie ich morgens aufgestanden war. Ich will mich kurz fassen, Heinrich, du verstehst mich kaum, was mich bewegte. Ich werde Mutter, Heinrich, aber das Kind kann ich dir nicht schenken, weil es nicht dein Blut trägt."

Der Senator warf mit einem Schlag den schweren Eichentisch um.

„Verfluchtes Weib!"

Dann hörte Eike nichts mehr.

Der Senator hatte sie schwer gegen den alten Kachelofen gestoßen. Als sie wieder die Augen öffnete, stand im gelben Lampenlicht der Senator vor ihr und wies nach der Tür.

Sie erhob sich langsam und ging!

Klingelingeling sagte die Tür und uh der Wind, dann war alles still.

*

Pastor Stuhr ging die Süderstraße entlang nach dem Hafen. Vom Marktplatz her sah er eine Frau auf sich zukommen. Stine Stutenfrau.

Ja, Stine, sie war bekannt wie ein bunter Hund in Husum. Und das darum, weil Stine eine böse Junge hatte, und besonders gern mit Männern einen kleinen bösen Schnack machte, ob diese wollten oder nicht.

Stuhr bog deshalb nach der anderen Seite hinüber. Aber Stine hatte ihn schon gesehen.

„Guten Abend, Herr Pastor!" rief sie laut. „Gott, bei so einem Wetter wagen Sie sich hinaus? Na, ich würde mich schön bedanken, wenn ich es nicht nötig hätte. Das ist ja ein Wetter, das man keinen Hund hinausjagen möchte. Halt, ist nicht wahr, was ich sage. Einige Leute tun noch ganz anders. Denken Sie nur, Herr Pastor, eben erzählt mir Geeschen Krey, aus dem Senatorhaus jagt man nicht Tiere, sondern Menschen bei Nacht und Nebel nach draußen. Na, wie konnte es auch anders kommen? Aber leid kann einem doch die kleine Frau tun. Gott, ich verklöhn mich. Guten Abend, Herr Pastor, auch fröhliches Fest!"

Stuhr stand benommen und wußte nicht, was er von Stines Worten halten sollte. Langsam drehte er auf das Senatorhaus zu. —

Dort schien alles ruhig zu sein. Alles wie sonst. Aber beruhigt fühlte er sich doch nicht. Es schien etwas verändert zu sein!

In dem Pesel flackerte unruhig ein gelber Lichtschein hin und her. Sonst waren um diese Zeit die Läden immer vor den Fenstern gewesen, so glaubte er zu wissen. Du siehst Gespenster, Stuhr, beruhigte er sich — und ging auf sein Haus zu. Er zwang sich, dabei an seine Weihnachtspredigt zu denken. Das ging aber nur einen Augenblick, dann mußte er wieder an Stines Worte denken: „Aus dem Senator-

haus wirft man nicht nur Tiere, sondern auch Menschen heraus." —

Er schloß einen Augenblick beide Augen und fühlte wieder den prickelnden Duft aus dem Senatorhaus, sah eine Menge weiße Rosen vor sich — dann jagte ihm der Wind hart die nassen Flocken ins Gesicht.

Vor dem Pastorat schüttelte er sich den Schnee von Mantel und Hut und wollte eintreten. Da merkte er, daß irgendwer in seiner Nähe sein müßte. Er sah sich um — und schrak zusammen.

An der Gartentür stand im bloßen Kleid mit gelöstem Haar, flockenbedeckt eine Frauengestalt.

„Frau Eike, was ist Ihnen, wie kommen Sie hierher? Geben Sie mir ihren Arm und kommen Sie mit hinein!"

Die Frau schrak zusammen und wollte wohl davoneilen — blieb dann aber kraftlos stehen und lehnte sich an die Gartentür.

Stuhr wollte noch etwas fragen, da sah er, daß ihr Gesicht blutig war.

Alles das, was er in den letzten Wochen gelitten hatte, tauchte in diesem Augenblick unter. Die Frau, die er liebte, litt!

„Kommen Sie, Frau Eike, ich will Ihnen helfen!"

Er wußte in diesem Augenblick nichts anderes zu sagen.

Wie ein hilfloses Kind ließ sie sich in das Haus führen.

Einmal wollte sie noch etwas sagen. Es wurde aber nur ein herzerschütterndes Schluchzen.

Da legte Stuhr still seinen Arm um ihre Schultern, führte sie hinein und bettete sie auf ein Sofa in dem großen Studierzimmer.

„Sorgen Sie für was Warmes, Frau Remke! Frau Senator bleibt diese Nacht hier.

Seine Haushälterin eilte davon. Die gute Seele schaffte und hantierte in der Küche bald fleißig mit Kessel und Eimern.

Der Pastor saß unterdessen vor seinem Klavier und sah Frau Eike an. Sie hatte beide Augen geschlossen und schien zu schlafen. Ihre beiden kleinen Füße lagen übereinander und ihre kleinen Hände streichelten leise an ihrem Kleid hinunter.

Ueber Stuhr kam die alte Unruhe. Er hätte aufspringen mögen, um ihr zu sagen: „Komm her zu mir und ruh dich hier!" Dann würde sie wohl die Augen aufschlagen müssen und ihn fest ansehen. — Sie sollte auch sehen müssen, daß er sie lieb hatte.

Schon aber tauchte das Erinnern an die Ostenfelder Hochzeitsnacht vor ihm auf, mit Rosenduft, den Hochzeitsliedern, Minuten des Glücks und dem häßlich-nüchternen Ende. Ein roter Schein fuhr ihm über das Gesicht.



Als sie wieder die Augen öffnete, stand im gelben Lampenlicht der Senator vor ihr und wies nach der Tür . . .

Versonnen ließ er die Finger über die Tasten seines Klaviers gleiten.

„Mußt nicht so grübeln, Pastor!", sagten die tiefen Töne. Seine Finger glitten weiter.

Da sprachen die Töne wieder: „Du bist noch so jung, Pastor, und willst schon euer Schicksal nicht meistern können?"

Schicksal!

Die kleine Frau auf dem Sofa da hatte es schon gepackt.

Er drehte sich um und sah Eike an. Wieder huschte ihm der rote Schein über das Gesicht! Fort damit!

Der Ostenfelder Hochzeitsabend!

Sollte er gar damals das Herz der Frau vergiftet haben? So sehr, daß es soweit kommen mußte bis zu dem Fürchterlichen, daß der Senator die kleine Frau in die Nacht hinausgejagt hatte? Sollte es das gewesen sein?

„Herr Pastor!"

Stuhr sah auf Eike. Sie hatte die Augen ein wenig geöffnet und sah Stuhr an.

„Frau Eike?"

„Soll ich nicht doch lieber gehen?"

Stuhr schluckte. „Sie wollen — —, ja, warum denn?"

„Herr Pastor, ich gehöre wohl nicht mehr in ein Pastorenhaus."

Sie schluchzte auf.

„Mein Heim wird wohl die große Straße werden. Ach Gott, wenn sie wüßten, sie müßten mich ja hinausweisen. Aber wenn sie dann hörten, was ich gelitten habe in der ganzen Zeit hier am Orte, dann glaube ich, daß eben sie gerecht sein müssen. Sie sind ein guter Mensch, Pastor, deshalb würden sie gut sein können, — auch zu mir. —

Stuhr legte seine Hand fest auf ihren Mund.

„Ist gut, Frau Eike, sie sollen mir nicht beichten. Ich verstehe auch so. Aber sie sind wohl am wenigsten Schuld an Allem. Wir — ich auch — wir sind die Schuldigen. — Nun legen sie sich hin! So — ganz still!

Ah, da ist ja auch schon Frau Remke mit dem Glühpunsch.

Halt, halt, der ist nicht nur für sie allein gebraut worden, bewahre, auch für mich mit. — Ja, ja, unsere Frau Remke kennt meine Eigenarten. Nach so einer Schneetour muß ich immer etwas trinken."

„Das tut gut!"

So plauderte Stuhr und suchte dabei doch die Seele Eikes.

„Kommen Sie, Frau Remke, nun wollen wir der kleinen Frau oben in der Giebelstube ein Nest machen!"

Stuhr ging mit festen Schritten hinaus. So konnte es denn kein Mensch hören, daß er laut aufstöhnte, selbst Frau Remke nicht, die mit einem ganzen Arm voller Bettwäsche eben die braune Treppe nach dem Giebelstübchen hinaufeilte.

(Fortsetzung folgt in Heft 14.)

Kleine Geschichten um unsere Kleinen

Werner macht Krach

Werner war noch ein kleiner Kerl, als er in eine Gruppe größerer Jungen eingereiht wurde. Er war glücklich, aus der Hand der älteren Schwester, die ihn erzogen, entwischt zu sein. Mußte er auch täglich zum Abend wieder zu ihr zurück, so blieb es doch dabei: der Schritt zu den Großen war gemacht.

Alle anderen waren gewohnt, still an ihre Arbeit zu gehen. Bei manchen bestand diese Arbeit aus planvollem Spiel. Planvolles Spiel ist Arbeit. Wehe den Eltern, die das nicht erkennen.

Werner war gewohnt, daß man sich mit ihm abgibt. Die größere Schwester hatte das in reichlichem Maße getan. Nun war sie nicht mehr da. Die großen Jungen aber gaben sich nicht mit ihm ab. Da sieht Werner eine Glocke stehen. Er nimmt sie und plötzlich schüttelt er sie, schüttelt sie mit der ganzen Kraft seines kleinen Körpers und strahlt über das ganze Gesicht.

Weniger strahlten die anderen um ihn her. Bald fand sich auch einer, der ihm die Glocke abnahm und an einen Platz stellte, zu dem er nicht gelangen konnte. Ich selbst verhielt mich passiv. Denn meine Aufgabe war, Werner zunächst zu beobachten und mein Ziel, besondere Hemmungen und Erziehungsfehler, die bei ihm gemacht waren, zu erkennen. Dazu war Voraussetzung stilles Abwarten.

Als am nächsten Tage Werner wiederkam, war die Glocke mit Absicht wieder an dem für ihn erreichbaren Platz. Werner sah sie sofort, stürzte darauf zu und klingelte. Wieder dasselbe Spiel: der Aeltere nimmt ihm die Glocke fort. Als Werner weg war, erklärte ich den andern: „Wir wollen einmal sehen, wenn Werner morgen kommt, wie lange er es aushält. Sagt einmal gar nichts, sondern laßt ihn ruhig klingeln und tut, als ob ihr nichts hört."

Am nächsten Tag klingelt Werner sofort wieder. Wir ließen ihn gehen. Mit seiner Glocke ging er nun bis dicht an den Kameraden heran, der sie ihm zweimal abgenommen hatte. Der verhielt sich still. Dann kam er zu mir, hielt mir die Glocke vor die Ohren und klingelte. Ich lachte ihn an. Da lachte er mit und stellte die Glocke wieder an ihren Platz. Nie wieder hat Werner die Glocke geholt, wiewohl sie immer für ihn erreichbar stehen blieb.

Und die Erklärung? Wenn Werner bei seiner Schwester war, wurde er „den ganzen Tag erzogen". Er hatte oft nichts anderes zu tun, als „brav zu sein". Vor allem war ihm streng anbefohlen, nie Krach zu machen. Beim geringsten Lärm war die Schwester in Tätigkeit getreten mit den verschiedensten Erziehungsmitteln, von der Ermahnung angefangen bis zur strengen Strafe.

So waren in dem kleinen Kerl Verdrängungen entstanden. Als ein unerreichbarer Herzenswunsch stand vor ihm die Möglichkeit, einmal ungestört „Krach machen zu können". Die Versetzung zu den größeren Jungen bedeutete für ihn nur eins: Werden meine Wünsche erfüllt? Alle Veränderungen unseres Lebens erwarten wir ja mit der mehr oder weniger bewußten Frage: Was wird sich bessern? So auch Werner. Sicher hat er das alles nicht bewußt erlebt: dazu war er zu klein und jung.

Aber eins steht fest: Von dem Augenblick an, wo er nach Herzenslust hatte klingeln dürfen, und als ich sogar noch dazu freundlich mit ihm gelacht hatte, war das Eis gebrochen und Werner war gewonnen für die neue Lebensgemeinschaft, in die er gestellt war. E. K. M.

*

Der Bub spielt

„O, dieser Junge! Nun rutscht er wieder mit den neuen Strümpfen auf dem Fußboden umher! — Und die Räder am Auto hat er verbogen! Und alles ist auseinandergenommen! — Pfui, Bub, wer wird so unartig sein!?"

Die Tante Elisa wendet sich an mich: „Das darfst du nicht dulden. — Das schöne, neue Auto!"

Ich sehe in die Spielecke des Buben. Ja, da liegt das kleine Ding, zerlegt in alle seine Teile, und rührt sich nicht mehr. Der Bub sieht den Trümmerhaufen beinahe feindselig an und sagt: „Es wollte nicht mehr laufen, Vater, da mußte ich es doch wieder heil machen."

Ich fühle: in dieser Feststellung liegt Folgerichtigkeit. Wenn das Auto nicht mehr laufen will, dann ist es kein Spielzeug mehr. Dann kann es nur durch Ausbesserung wieder zum Spielzeug werden. Was verschlägt es, wenn dem jungen Meister die Ausbesserung mißlungen ist! Können wir denn nicht verstehen, daß ihn bei seiner Arbeit die Neugierde übermannte? Er wollte doch so gerne wissen, wie das Ding inwendig aussah. Er wollte hinter das Geheimnis der Bewegung kommen.

Ich dachte an Onkel Ludwig, der seinen Kindern zu Weihnachten eine Eisenbahn geschenkt hatte. „Alles besehen und nichts anfassen!" war sein Wort, wenn er die Eisenbahn an besonderen Festtagen aus der sicheren Verpackung hervorholte. Und wir Buben sahen dann mit heißem Herzen zu, wie er alles umständlich und vorsichtig aufbaute. Und wir hätten doch so gern selbst mit zugegriffen. Und wenn das Züglein sich endlich wie ein Blinder über die Schienen hinwegtastete, dann hatten wir keine Freude mehr daran.

Der Bub rutschte noch immer auf den Knien. Nun hat er sogar seine Schuhe ausgezogen und statt der Füße die kleinen Händchen hineingesteckt.

Die Tante sieht mißbilligend zu ihm hin. Dann sagt sie zu mir: „Du mußt ihm das verbieten."

„Liebe Tante, diese Tätigkeit ist weder gut noch schlecht. Es ist eine Tätigkeit, die dem Jungen augenblicklich Lust bereitet. Ein Hinweis auf zerrissene Strümpfe macht auf einen vierjährigen Jungen nicht den leisesten Eindruck. In der Erziehung ist das „Ermahnen" wohl das Ueberflüssigste und Schädlichste. Der Bub versteht auch gar nicht, daß man ihn um solcher Kleinigkeiten wegen in seinem Spiel stören kann."

„Kleinigkeiten?"

„Natürlich in den Augen des Kindes sind es Kleinigkeiten. Es ist wichtig für uns Eltern, daß wir zu verstehen suchen, mit welchen Augen das Kind unser Verbot sieht. Wie billig und einfach würde es sein, wenn ich dem Jungen jetzt das Rutschen auf dem Fußboden verbieten würde. Aber er würde dann ohne Tätigkeit sein und schon im nächsten Augenblick eine neue Beschäftigung suchen. Wahrscheinlich würde er eine finden, die noch viel unzweckmäßiger ist als die verbotene. Sieh, liebe Tante, deshalb verbiete ich nur, wenn es unumgänglich nötig ist. Das Verbot ist sehr oft eine taube Nuß. Das Richtige ist, statt zu verbieten, sich mit dem Kinde beschäftigen. Das ist natürlich nicht bequem; aber es ist der einzige Weg, den Tätigkeitstrieb des Kindes in die rechte Bahn zu lenken."

„Gib einmal den Baukasten her, Bub!"

„Was willst du denn machen?"

„Ich will mir ein Haus bauen." — Die Steine klappern im Kasten. So, jetzt ist die wüste Schuttmasse weggeräumt. Die Grundmauer wird gelegt. Der Bub stellt sich neben den Tisch und beobachtet mein Tun. Stein legt sich auf Stein. Auf einmal jubelt er: „Das soll ein Fenster werden!" Und hier ist noch eins, und da muß die Tür sein. Ein Haus! Ein Haus!"

Ich lege einige Steine falsch. — „Das ist verkehrt, Vater!" berichtigt er mich. „Wie muß es denn sein?"

„Sieh doch . . . so!" beginnt er eifrig. Nun nimmt er mir die Bausteine aus der Hand. Ich bin müßiger Zuschauer geworden. Der Bub bekommt rote Wangen; er schafft und ist glücklich. —

Man muß dem Kinde nur eine Aufgabe stellen, wenn man seinen Tätigkeitstrieb in die rechte Bahn lenken will. Das Kind will schaffen. Es sucht die Lust, die aus dem Können hervorwächst.

Wer das beachtet, bereitet damit den Boden für ein organisches Wachstum des Kindes und braucht selten zu befehlen und zu verbieten.

Otto Hennemann.

*

Von der Lesewut

Ganz genau erinnere ich mich noch, wie es war, als mich die Lesewut packte. So mit 11, 12 Jahren. Wir waren — drei Schwestern zusammen — in der Sommerfrische, und dort in der Pension stand den Gästen eine umfangreiche Bücherei zur Verfügung, auf die wir Mädel uns natürlich stürzten. Da war nun aber die sehr gestrenge älteste Schwester, die wie der Engel mit dem Schwerte vor den Büchern stand: „Dies ist noch nichts für dich!" und „das verstehst du noch nicht!", und „dies schon überhaupt gar nicht!" Jedes zweite Buch war auf diese Weise verboten. Da war z. B. ein Buschalbum mit dem „gesammelten Busch", das auf mich eine besondere Anziehungskraft ausübte. Ich durfte aber in diesem Buschalbum beileibe nicht alles lesen. „Max und Moritz" natürlich, auch „Balduin Bählamm" zur Not, aber bei „Knopp" hörte die Erlaubnis auf. „Knopp" war verboten mitsamt „Julchen" und allem folgenden. Was Wunder, daß ich mich in jeder unbeobachteten Minute mit wahrem Feuereifer über „Knopp" hermachte! Nun war er ja überhaupt erst interessant geworden! Nun mußte ich doch wissen, was das war, warum er verboten war und was dahintersteckte! Und meine Phantasie beschäftigte sich auf diese Weise viel intensiver gerade damit, als es der gute Knopp verdient hatte!

Heute wird man bestimmt keinem Kind ausgerechnet Buschs „Knopp" zum lesen sperren. Heute sind wir viel natürlicher als vor 20 Jahren. Wir wissen auch, daß ein Kind einfach hinwegliest über Dinge, die es noch nicht versteht und daß es ganz und gar verkehrt ist, besonders darauf aufmerksam zu machen. Wenn der Erwachsene in seiner ganzen Erhabenheit zum jungen Menschen sagt: „Das verstehst du doch noch nicht!" macht er damit nur rebellisch.

Ja, soll man dann also dem größeren Kind erlauben, einfach alles zu lesen? Soll man ihm erlauben, Romane zu lesen? Natürlich wollen die Halbwüchsigen nicht mehr Kinderbücher lesen. Sie sehen sich die illustrierten Zeitungen an, und sie fangen an, sich für die Geschichten und Romane darin zu interessieren. Wenn für einen Jungen von 13, 14 Jahren dabei nur die Abenteurerromane Interesse haben, so wollen die Mädchen lieber Liebesromane lesen. Kann man ihnen das erlauben? Wird ihre Phantasie dadurch nicht viel zu früh auf eine verkehrte Weise angeregt?

Ich muß da an ein Erlebnis in meiner eigenen Jugend denken. Wie nämlich eines Tages wieder die — von mir in jenem Alter ehrlich gehaßte — älteste Schwester zum Vater ging und mich „verpetzte", daß ich die Romane im „Daheim" lese, obwohl es mir doch verboten sei. Heute noch höre ich des Vaters beruhigendes und dabei auch ein wenig ärgerliches: „So laß sie doch!" Dies Wort



Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz.

Aufnahme: Eugen Ruprecht

hat mehr Segen gestiftet als alles Verbieten. Der Reiz des Heimlichen war genommen, die übertriebene Lesewut ebbte langsam ab. Ich habe oft später darüber nachgedacht, ob irgendeine Lektüre in jenen Jahren auf mich einen tieferen und bleibenden Eindruck gemacht hat, — gerade von jenem Lesestoff, der eigentlich für Erwachsene bestimmt war — aber ich kann es nicht erinnern. Das Unverstandene lief einfach ab.

Nun ist es heute ja anders als vor 20 Jahren. Wir hatten damals viel mehr freie Zeit zum „Schmökern" als die Mädels heute. Heute wird — sehr zum Besten gerade der Halbwüchsigen — viel mehr Sport getrieben. Das Stubenhocken ist seltener geworden und damit auch die „Bücherwürmer". Außerdem stehen heute den Mädeln andere und vernünftigere Jugendbücher zur Verfügung als die Backfischgeschichten früherer Tage mit ihrer verlogenen Sentimentalität. Die Kinder werden auch durch die Leihbüchereien der Schule und des BDM. so ausreichend mit für sie passendem Lesestoff versorgt, daß das Bedürfnis, sich noch anderweitig Lektüre zu verschaffen, nicht groß ist oder überhaupt nicht vorhanden. Und darauf, auf diese positive Seite der Lesefrage kommt es wohl noch mehr an als auf die negative. Wenn sich trotzdem viele Eltern darüber beklagen, daß die größeren Kinder aus ihrer — offenen — Bücherei einfach Bücher entnehmen, ohne zu fragen, und sie, die Eltern, auf diese Weise ganz ohne Kontrolle über den Lesestoff der Kinder sind, und daß doch manche dieser Bücher „ganz und gar nicht für Kinder bestimmt" sind, so muß man dies dazu sagen:

Keine verantwortungsbewußten Eltern werden in ihrer Bücherei Bücher dulden oder gar offen stehen haben, die sie nicht jederzeit ihren Kindern in die Hand geben könnten. Und die Frage des heimlichen Nehmens, — das ist ja auch nur wieder eine Frage des guten Verstehens zwischen Eltern und Kind. Nur das Kind, dessen Eltern auf dem erhabenen „das verstehst-du-noch-nicht" — Thron sitzen, wird es nötig haben, heimlich an die Bücherei zu gehen. Vernünftige Eltern werden ihr Kind in der Buchauswahl richtig beraten durch ein gutes verständiges Wort: „Heb' dir dies Buch noch auf, du hast später mehr davon! Wie man seinem Magen zuviel zumuten kann und es bekommt ihm nicht, so auch mit dem Kopf. Es tut nicht gut, ihn zu überladen!", nicht von oben nach unten gesprochen, sondern von gleich zu gleich, von Mensch zu Mensch, hebt alle Schwierigkeiten auf.

Paula Koenig



Aufnahme: Adolf Schmidt

Die kleine Mundharmonika

Vor einigen Jahren hatte ich einen 9jährigen Jungen in der Klasse, der zusammen mit seinem Vater bald da, bald dort sein Nachtlager aufgeschlagen hatte; denn sie zogen mit ihrem Karussell eben da hin, „wo etwas los war".

Ein unruhiger Geist war dieser Ernst. Und wie oft kam er am Montag morgen zu spät in die Schule. Ich konnte ihm ja eigentlich nie so „recht böse" sein; denn ich hatte großes Mitleid mit ihm und seinem unsteten Dasein. Im Grunde genommen hatte ich für den Buben „eine schwache Seite". Warum? Das will ich gleich sagen. Der Ernst spielte wunderbar Mundharmonika: Volkslieder, Märsche, Walzer — in einem Rhythmus, oft mit einer „Ausgelassenheit", dann wieder mit Andacht und Inbrunst. Ich lauschte seinen Weisen und staunte, daß man auf einem solch kleinen Instrument so viel und so schön spielen konnte.

Wie ich ihn einmal fragte: „Ja, wie machst denn das?" Da antwortete er: „Dees woiß i au net. I nemm ebâ mein Goschâhobel, ond no duats." Der Entschluß stand für mich fest: der Sache muß ich auf den Grund gehen, selbst wenn ich kein „Karussell" im Leibe habe wie Ernst. Ich kaufte mir dieselbe Mundharfe und dazu eine Beschreibung über den Aufbau, die Akkorde usw. Nun galt mein Denken in der freien Zeit meiner kleinen Mundharfe. Welche Freude, als ich spielen konnte: „Zum Reigen herbei –" oder „Hänschen, klein!" Jetzt wagte ich, meine Mundharfe mit in die Schule zu nehmen. Im Singunterricht legte ich die Geige beiseite und spielte mal mit Ernst zusammen ein Volkslied. „Dees hent Se aber nâbronga", sagte Ernst, und seine Augen strahlten vor Freude. Wir machten miteinander aus, die Klasse Mundharf-spielen zu lehren. „Ah, Bock!" riefen die Kerls. Am andern Morgen kamen schon 17 von 38 Schülern und baten, ihnen eine Mundharfe zu besorgen. Gleich nach dem Unterricht ging ich „in die Stadt" und erledigte den Auftrag. Tags darauf teilte ich die Mundharfen aus und sagte gleich das Nötigste über die Handhabung, über die Pflege derselben. Dann nahmen wir sie in die Hand und spielten und spielten. Es verging seither kein Tag mehr, an dem wir nicht ihre Harmonien vernahmen. Gesangunterricht ohne Mundharfe können wir uns gar nicht mehr denken oder eine Feier in der Klasse oder eine Schulfeier oder einen Ausmarsch. Wie leicht wandert sich's doch auf die Musik!

Und nun haben wir längst unsere Türen geöffnet und alle (auch Schüler anderer Klassen) zum Spielen aufgefordert und eingeladen zu einem Mundharfenorchester. Schneidig spielen bald dreihundert Buben (und Mädchen sind auch dabei) ihre Lieder, die alten Märsche und unsere vertrauten Volks- und Wanderweisen.

Immer wieder kommen neue Schüler dazu, die gar bald hineingewachsen sind in unsere Musikkameradschaft.

Minna Bäurle

Was können unsere Kinder werden?

Der Arzt

Ich schreibe diesen Aufsatz in der dankbaren Erinnerung an einen vorbildlichen alten Arzt der deutschen Kleinstadt und ihrer dörflichen Umgebung.

Er muß weiche Hände haben und doch mannhaft zufassen können. Nichts Menschliches darf ihm fremd sein, und doch darf die Festigkeit seines Charakters, die Zielsicherheit seines Willens, das strenge Bewußtsein seiner Verantwortung für die Allgemeinheit zeitlebens nicht von ihm weichen. Er muß sich ein warmes, hoffnungsbereites Herz bewahren auch in den verlorensten und schwärzesten Stunden seines Helferdienstes, und doch soll er gleichzeitig der klare, unbeirrte Beobachter der Natur bleiben, immer eingedenk der großen Wahrheit, daß der Arzt nur im Sinne der Naturgesetze und nicht gegen sie arbeiten kann. Alle diese charakterlichen Forderungen, zu denen nun noch so viele des Wissens, der Sinnenschärfe und der Handgeschicklichkeit kommen, scheinen so widerspruchsvoll und miteinander unvereinbar in einer und derselben menschlichen Persönlichkeit, daß man sich zunächst fragt, ob es denn überhaupt gute Aerzte geben könne. Alle berechtigten und unberechtigten Vorwürfe, die seit Jahrhunderten gegen die Aerzte erhoben werden, fallen einem ein, wenn man sich so das Idealbild eines rechten Arztes aufzeichnet. Sicherlich gibt es sehr viele Aerzte aller Arten und Grade, die weit hinter diesen idealen Anforderungen zurückbleiben. Aber ebenso sicher gibt es überall, in den kleinsten Städten und den Dörfern wie in den Mittelpunkten der medizinischen Wissenschaft, als einfache Praktiker so gut wie als Spezialisten von Weltruf, tüchtige Aerzte, die ganz im Sinne dieser anscheinend überspannten Forderungen gleichzeitig medizinische Könner und prachtvolle Menschen sind. Wer als Kranker oder Verwundeter einmal mit ganzem Vertrauen und wachsender Dankbarkeit in den Händen eines rechten Arztes gewesen ist und unter seiner Führung die Gesundheit wiederfand, der braucht gar nicht lange nachzudenken: er weiß es wie selbstverständlich, daß der gute Arzt keine jener wesentlichen Forderungen unerfüllt läßt — also müssen sie sich ja wohl doch miteinander in einem Menschen vereinigen lassen. Und dabei gilt diese tröstliche Erfahrung keineswegs nur von Leuchten medizinischer Weisheit und ärztlicher Kunst, sondern viel häufiger und unmittelbarer von „Namenlosen"; denn sie sind es ja vor allen andern, die der Ueberzahl aller Leidenden Rat und Hilfe angedeihen lassen. Und wenn jemand sich auch noch so feindlich gegen Medizin und Mediziner äußert, so läßt er doch (wenn er aufrichtig ist) fast immer dem einen oder dem andern Arzte volle Gerechtigkeit und hohes Lob widerfahren.

Wie wird man ein guter Arzt? „Man" wird es überhaupt nicht. Wer nur darum Medizin studiert, weil sein Vater eben Mediziner ist und, sobald sich der Vater zur Ruhe setzt, eine auskömmliche Praxis des Sohnes wartet, der wird weit hinter dem ärztlichen Range seines Vaters zurückbleiben, selbst wenn er es mit dem Studium ganz ernst nimmt und er als junger Doktor den „alten Herrn" an zeitgemäßem Wissen weit übertrifft. Daß aber auch viele Söhne von guten Aerzten selber wieder gute Aerzte werden, liegt daran, daß sie von Kindheit an das Pflichtbewußtsein, die Sorge um jeden einzelnen Patienten, den beharrlichen Kampf gegen die Krankheit leibhaftig vorgelebt bekommen und daß sie eine Menge ärztliches Elementarwissen sozusagen mit der Atemluft sich aneignen dürfen. Diese Art von nachfolgenden Söhnen ist dann nach (und schon lange vor) Beendigung ihres medizinischen Studiums in schlechthin allen fachlichen Fragen anderer Meinung als der väterliche Kollege, aber was den Vater als ärztliche Persönlichkeit betrifft voll von stiller, verehrender Bewunderung. Dieselbe Leidenschaft des Helfenwollens, nein: des Helfen müssens überbrückt alle Gegensätzlichkeiten, solange — sie nicht beide den gleichen Patienten behandeln. Dann nämlich entbrennt der Krieg ihrer von verschiedenen Wissens- und Erfahrungsgrundlagen getragenen Verantwortungsgefühle. Und wer hat recht? — Ich beleuchte diese Beispiele hier nur, um darauf hinzudeuten, daß gute Aerzte einander wechselseitig keineswegs in jedem Punkte anerkennen müssen. Und auch die Patienten können im Einzelfalle verschiedener Meinung sein, obwohl sie, denen die ärztliche Beratung und Behandlung gilt, gewöhnlich recht bald merken, wenn sie einen wahrhaft berufenen und begnadeten Arzt vor sich haben. Der Bahnbrecher neuer Forschungsergebnisse und Techniken in der Medizin hat es schwer wie alle Bahnbrecher; die im engeren und charakterlichen Sinne ärztliche Leistung bleibt aber so gut wie niemals unerkannt und unbelobt. — Wir müssen wieder zur Frage zurücklenken, wie einer ein guter Arzt werden könne. Nur ein Bruchteil aller Aerzte stammt aus Aerztefamilien. Aber ohne persönliche Vorbilder wird wohl niemand seinen beruflichen Bildungsweg erfolgreich gehen. Denn es kann gar nicht oft genug gesagt werden: die Medizin ist keine, an bestimmten Sachverhalten orientierte exakte Wissenschaft, so sehr sie nach einer exakten naturwissenschaftlichen Grundlegung strebt und sich um die stete Mehrung eines strengen Tatsachenwissens bemüht; die Medizin ist vielmehr die Anwendung von vielfachem Wissen und Können auf den einzelnen Menschen und sie hat letzten Endes Hilfe, Heilung, also eine praktische Tat an diesem einzelnen Menschen zum Ziele. In der innigen und untrennbaren Durchdringung von lernbarem Wissen, stetig zu übender Technik und ganz unmittelbar von Mensch zu Mensch auszuübender Hilfeleistung liegt die Eigenart der ärztlichen Kunst begründet. Und eben wegen dieser Eigenart kann niemand nur durch den Seziersaal, das Laboratorium, die Vorlesung und durch ergänzendes Bücherstudium ein guter Arzt werden. Die Ueberwindung des Individualismus in ein immer klareres Verantwortungsbewußtsein des Arztes vor der Volksgemeinschaft, die nationalpolitischen Forderungen des nationalsozialistischen Staates schwächen diese persönlichen Ansprüche an den Arzt durchaus nicht ab, sie unterstreichen und verstärken das alles vielmehr.

Grundlage der ärztlichen Ausbildung bleibt eine gediegene naturwissenschaftliche Schulung in Theorie und Praxis. Daher umfaßt der erste Teil der Vorprüfung (Physikum), nach zwei Studiensemestern abzulegen, die allgemeinen naturwissenschaftlichen Fächer. Die Bedeutung gründlicher biologischer Kenntnisse braucht wohl heute

kaum mehr besonders hervorgehoben zu werden; die Vererbungslehre vor allem hat in den letzten Jahren auch in der Medizin bedeutende Fortschritte ihrer praktischen Anwendung gemacht. Denn nicht allein das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses und die Rassengesetzgebung des nationalsozialistischen Staates geht in dieser Richtung; der Schutz wertvollen und die Unterdrückung wertlosen und schädlichen Erbgutes gehört überhaupt zu den Grundzielen des Nationalsozialismus und fordert gebieterisch eine Ausrichtung der Aerzte in diesem volkspolitischen Sinne. Auch die Ansprüche an die *chemischen* Kenntnisse und Einsichten des Arztes sind immer mehr gewachsen: die moderne Arzneilehre, die Ernährungslehre und die immer feiner werdenden Untersuchungen der Physiologie sind nur mit guten chemischen Kenntnissen zu beherrschen. Der *Physik*, besonders der Lehre von der Elektrizität und von den Strahlungserscheinungen, ist die heutige Medizin vielfach näher gerückt als die ärztliche Kunst von einst. Daß gutes *botanisches* und *zoologisches* Wissen für den Arzt unentbehrlich ist, läßt sich leicht einsehen: die in den letzten Jahrzehnten so weit ausgebaute Lehre von den Bakterien und den niedersten Tieren als Feinden und Freunden des menschlichen Lebens weist schon darauf hin. Aber es sollte auch unvergessen bleiben, daß Zoologie und besonders Botanik *ursprünglich* überhaupt nur ärztliche Hilfswissenschaften waren; und heute sind botanische Interessen, vor allem die Kenntnis einheimischer Heilkräuter und ihrer Eigenschaften, bei Medizinern und Apothekern wieder im Vordringen. — Es kann kein Gedanke daran sein, daß sich etwa diese allgemein-naturwissenschaftlichen Grundlagen in *einem* Jahre Studium herstellen ließen, selbst wenn der junge, zukünftige Arzt gar nichts anderes zu tun hätte. Im Gegenteil muß immer wieder betont werden, daß der gute Arzt bis in sein hohes Alter nicht aufhören wird, seine naturwissenschaftliche Grundbildung zu ergänzen und zu erneuern . . . je nach Neigung und praktischem Bedürfnis in den verschiedensten Richtungen.

Der zweite Teil der Vorprüfung, nach frühestens drei weiteren Halbjahren Studium abzulegen, enthält die im engeren Sinne medizinischen Grundwissenschaften, *Anatomie* und *Physiologie*. Ständig weiter ausgebildet und vervollkommnet, stellen diese beiden Fächer heute schon eigene Wissenschaften dar und stellen an den jungen Studenten, der sich mit ihnen theoretisch wie praktisch intensiv beschäftigen muß, wachsende Anforderungen. Ohne diese anatomischen



Aufnahme: Atlantic-Photo

Kenntnisse, ohne die genauen Einsichten in die Lebensvorgänge des Körpers würde der künftige Arzt aber immer wieder hilflos dastehen. So ist es schon ganz richtig, wenn man ihn erst nach der Vorprüfung zum eigentlich ärztlichen (klinischen) Studium und an die Krankenbetten zuläßt. In den einzelnen Universitätskliniken, die er nach und nach durchwandert, lernt der junge Mediziner beobachtend, zuhörend allmählich auch schon unter Aufsicht mitarbeitend weitere sechs Halbjahre; dann darf er sich zur Prüfung, dem medizinischen Staatsexamen, melden. Der Weg durch die einzelnen Prüfungsstationen (jedes Fach: pathologische Anatomie, Chirurgie, Frauenheilkunde und Geburtshilfe, Hygiene usw. hat sein besonderes Examen) dauert etwa ein halbes Jahr. Dann schließt das praktische Jahr (als Medizinal-Praktikant) in einer Klinik die Ausbildung zunächst ab und der junge Arzt bekommt die Erlaubnis (Approbation) zu selbstverantwortlicher Tätigkeit, d. h. zur selbständigen Niederlassung oder zur Bewerbung um eine Stellung in einem Krankenhause. Wer sich später „Facharzt" (z. B. für innere Krankheiten, für Orthopädie usw.) nennen will, bedarf einer mehrjährigen Praxis unter der Leitung einer fachlichen Autorität. Fortbildungskurse der medizinischen Fakultäten an den einzelnen Universitäten, der Aerztekammern und Aerztevereine geben dem Arzt auch nach Aufnahme seiner beruflichen Tätigkeit Gelegenheit zum Vertrautwerden mit neuen Erfahrungen, mit speziellen Fachgebieten und mit den Forderungen bestimmter Aufgabenkreise. Für die besonderen Berufe des Amtsarztes (Kreisarzt usw.) und des Militärarztes bestehen natürlich auch besondere Bildungsmöglichkeiten und Vorschriften.

Es ist ein langer und weiter, daher auch ein recht kostspieliger Weg, der zur Berufsübung des Arztes führt. Nur gesunde und widerstandsfähige Naturen werden den Anstrengungen dieses Weges und den viel größeren der ärztlichen Berufstätigkeit gewachsen sein. Reichtum und hohe Ehrenstellen sind in diesem Berufe ebenso selten, ja vielleicht seltener zu erwerben als in anderen menschlichen Berufen. Wem der Einsatz seiner ganzen Person für die Gemeinschaft, für das Leben und die Gesundheit des hilfesuchenden Mitmenschen, wem tiefe Gewissenhaftigkeit und strenges Verantwortungsgefühl nicht selbstverständlich sind, wer sich nicht leidenschaftlich als Helfer, als Berater, als Freund seiner künftigen Patienten und damit als Diener und Wachtposten der Volksgesundheit fühlt, der sollte nicht Arzt werden. Nur ein großes, immer vermehrtes und in lebendiger Anwendungsbereitschaft gehaltenes Wissen in Verbindung mit einem ganzen Kerl voll tätiger Menschen- und Nächstenliebe bringen in langen Lehr- und Erfahrungsjahren den wahrhaft guten Arzt hervor. Ob er dann als „Größe" im Operationssaal, ob er als unermüdlicher Stadt- und Landarzt sich auswirkt, das tut für die innere Rangordnung nichts zur Sache. Der Spezialist wie der allseitig erfahrene praktische Arzt, sie sind in allen Abschattierungen nötig. Die wahrhaft guten Aerzte aber sind auf der ganzen Welt innerlich schultergleich.

Hans Hajek.

Wie spricht die deutsche Erzieherschaft über die „Reichs-Elternwarte"?

Reichs-Elternwarte.
Wenn alle Eltern diese Zeitschrift abonnieren könnten (Verlag Beenken, Berlin, vierzehntägig je 25 Pf. Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.), dann wäre die Arbeit der Schule wesentlich erleichtert. Jedes Heft bringt aufklärende und fördernde Aufsätze in reicher Auswahl (Hausarbeiten; Der Hausaufsatz — ein Familienübel?; Die Schule beginnt!; Das Kind beim Schulwechsel; Hilfe bei den Schularbeiten usw. Zahlreiche Bilder).

„Kurhessischer Erzieher" Nr. 14, Seite 215 vom 22. 4. 1937.

Reichs-Elternwarte. Heinrich Beenken-Verlag, Berlin SW 19.
Das Heft ist wieder in hervorragender Weise ausgestattet und bietet dem Leser eine große Fülle von Belehrung und Anregung.

„Kurhessischer Erzieher" Nr. 11, Seite 166 vom 18. 3. 1937.

Reichs-Elternwarte. Verlag Heinrich Beenken, Berlin SW 19, monatlich 2 Hefte. Preis je Heft 0,25 RM.
Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule ist von größter Wichtigkeit für die Erziehung. Oft sehen sich die Eltern vor Fragen gestellt, deren Lösung ihnen Schwierigkeiten bereitet. Die Reichs-Elternwarte gibt Anregungen über richtige Hilfeleistung bei den Schularbeiten, will Verständnis für den kindlichen Betätigungsdrang wecken und Anleitungen für kindliches Spiel bringen; außerdem werden Fragen des kindlichen Seelenlebens erörtert. Für Eltern sind auch die Beiträge über die Berufswahl und Berufsberatung wichtig. Heft 5/1937 bringt hierzu: „An der Nähmaschine", „Der Bankbeamte". Alle Beiträge sind in klarer volkstümlicher Sprache geschrieben und von dem Gedanken geleitet, den Eltern Anregungen erziehlicher und schulischer Art zu geben. Aufgeworfene Fragen werden erschöpfend und ausführlich behandelt. Die Reichs-Elternwarte wird im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes herausgegeben. Der Schulanfang und Elternabende sind vorzüglich geeignet, die Eltern auf diesen wertvollen Ratgeber aufmerksam zu machen.

„Erzieher im Braunhemd", Nr. 6, 1937, Seite 157.

Reichs-Elternwarte. Das Organ der Schulgemeinden. Herausgegeben durch Regierungsdirektor H. Siekmeier. Preis 25 Pf.
Die vom NSLB. anerkannte Elternzeitschrift soll dazu mithelfen, daß die Erziehung im Hause auf die gleichen Ziele ausgerichtet ist, die der Schule und Staatsjugend gesetzt sind. Die reich bebilderte Zeitschrift bringt lebensnahe Aufsätze über Fragen der Haus- und Schulerziehung, zur Berufswahl, der gesundheitlichen Kinderpflege usw. Mit alledem gibt sie den Eltern, die auch gedankliche Klarheit über die Erziehung ihrer Kinder suchen, viel. Die Zeitschrift kann den Eltern warm empfohlen werden.

Mecklbg. Schulzeitung.

Die Reichs-Elternwarte. Ein Hilfsmittel für die Zusammenarbeit von Schule und Volk. Verlag: Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstr. 17/18, Preis je Heft 0,25 RM.
Hans Schemm hat uns gelehrt, daß jede Schule Volks-Schule sein müsse, d. h. eine Schule, die mitten im Volksleben steht, und vom Volk als seine Bildungsstätte angesehen wird. Er ist es auch, der als Begründer der Reichs-Elternwarte genannt wird. Diese schöne, recht wertvolle Zeitschrift hat den Zweck, in der Elternschaft für die Schule und ihre Erziehungsarbeit zu werben. Das ist nötig, damit aus den zufällig im Schulbezirk wohnenden Eltern eine Schulgemeinde wird, die allen schulischen Maßnahmen Verständnis entgegenbringt, die ein rechtes Verhältnis hat zu ihrer Schule und zu den Erziehern ihrer Kinder. Keine Möglichkeit dieser Werbung darf außer Acht gelassen werden, und es wird hier besonders hervorgehoben, daß die Zeitschrift „Die Reichs-Elternwarte" sich ganz besonders dafür eignet.
Der Herausgeber, Regierungsdirektor Siekmeier, und der Schriftleiter Möller-Crivitz verstehen es, der Zeitung eine Form zu geben, die als recht gut gelungen angesehen werden muß. Zunächst bringt sie viele wertvolle Bilder deutscher Kinder, die dem Beschauer helle Freude bereiten, und die auch über das Seelenleben unserer Jugend Aufschlüsse geben. Alles ist sauber gedruckt und gut wiedergegeben. Die Aufsätze sind interessant, kurz, lebensnah. Die Eltern werden durch Ueberschriften wie „Schularbeiten . . .?", „In dieser Schule herrscht ja keine Disziplin", „Angstträume bei Kindern", „Die gefährliche Neigung", „Die Laufbahnen der Deutschen Reichspost" (alle in Heft 6, Juni 1936) zum Lesen angeregt. Sind das doch alles Fragen, die die gewissenhafte Mutter lebhaft anziehen!
Die Zeitschrift ist durch allerhand Beigaben sehr anregend ausgestattet (schöne Naturaufnahmen, Bilder aus dem Schulleben, Kleingeschichten und Kurzweil), so daß sie eine Familienzeitschrift werden kann.
Nun liegt es an uns, dieses von dem NS.-Lehrerbund, von unserem Hans Schemm geschaffene Hilfsmittel zu gebrauchen. Es empfiehlt sich, zunächst von der Schule aus einige Stücke zu bestellen und öfter bei geeigneten Eltern umlaufen zu lassen. Der Verlag wird auch Werbeexemplare liefern. Bei Elternabenden mag auf die Zeitschrift hingewiesen werden.
Der nationalsozialistische Staat erwartet von uns, daß wir nicht nur in der Schule unsere Pflicht tun, sondern auch draußen dafür sorgen, daß unsere Schule in ein rechtes Verhältnis zum Volke gebracht wird, damit sie eine rechte Volksschule werde!

„Erzieher im Braunhemd", Nr. 13/14, S. 392.

Reichs-Elternwarte. Herausgegeben im Auftrag der Reichswaltung des NSLB. Verlag H. Beenken, Berlin SW 19. Einzelheft 25 Pfg.
Eine vorzüglich ausgestattete, reichhaltige und sehr lebendige Elternzeitschrift, die weiteste Verbreitung verdient.

Bayerische Lehrerzeitung.

Reichs-Elternwarte. Das Organ der Schulgemeinden.
Im Auftrage von Hans Schemm, dem viel zu früh verstorbenen Erzieher, wird von der Reichselternschaft im NS.-Lehrerbunde eine Zeitschrift herausgegeben, die sich in erster Linie an die deutsche Frau und Mutter wendet. Die jetzt vorliegenden Hefte bestätigen, daß es notwendig war, in einer reichhaltigen Zeitschrift die Verbindung zwischen Schule und Elternhaus noch fruchtbarer zu gestalten. Alle für das Elternhaus naheliegenden Fragen werden in praktischer und auswertbarer Weise behandelt, ob es um Berufsausbildung oder um Kleinkindsorgen geht. Geradezu überraschend ist die Vielzahl der prachtvollen Photos — wie überhaupt die künstlerische Sorgfalt, durch die sich die Blätter auszeichnen. Wer irgendwie Liebe zum Kinde hat, freut sich an den brauchbaren und schönen Heften, die von hervorragender nationalsozialistischer Gesinnung getragen sind.
Reichs-Jugend-Pressedienst, amtlicher Pressedienst des Jugendführers des Deutschen Reiches in Nr. 227.

Kurzweil am Feierabend

Wir „Großen" ....

Vor ein paar Tagen ging ich spazieren. Die Chaussee entlang, die aus unserm Ort hinaus durch den schönen Wald zum Nachbarort führt. Vor mir ging eine Mutter mit ihrem kleinen Jungen. Der hatte mich bald entdeckt und grüßte stramm; denn er war ja Ostern zur Schule gekommen. Er drehte sich öfter nach mir um und dann sagte er zu seiner Mutter etwas, was ich zwar nicht verstehen konnte, das aber — das merkte ich wohl — auf mich gemünzt zu sein schien. Die Mutter wurde ganz verlegen, als ich sie einholte.

„So ein Junge", meinte sie, „wissen Sie, was er gesagt hat?"

„Nun?"

„Neulich hat Herr O. zu uns gesagt, wir sollen nicht mitten auf dem Damm gehen, wegen der Autos, und nun geht er selber mitten auf dem Damm..."

Ich habe den kleinen Kerl in seinen Blondschopf gefaßt und ihn einen braven Jungen genannt, und es wäre recht gewesen, was er da gesagt habe. Dann bin ich nachdenklich weitergegangen — nicht mehr mitten auf dem Damm, natürlich...

Ob wir „Großen" bei unserm Tun nicht oft „mitten auf dem Damm" gehen und von unsern Kindern dabei beobachtet werden. Und ob die Kinder nicht oft den Zwiespalt entdecken, der zwischen unsern Ermahnungen und unserm Tun besteht?

*

„Es ist häßlich und ungezogen, Blumen abzureißen und sie dann verwelken zu lassen", lehren wir die Kinder. Und eine halbe Stunde später sehen sie einen Trupp Ausflügler mit Armen voll Blumen und grünen Zweigen, und den Weg, den sie gingen, kennzeichnen verwelkte Blüten.

„Man soll nie häßliche Worte gebrauchen" ermahnt die Mutter ihre Kinder. Und 10 Minuten später müssen die Kinder aus ihrem Munde hören, daß die Nachbarin eine Schlampe, ein Klatschmaul ist.

„Kinder müssen sich stets vertragen" schlichtet die Mutter einen Streit zwischen ihren Sprößlingen, und bald darauf werden sie Augen- und Ohrenzeugen eines sich entladenden Ehegewitters.

„Man soll nie im Leben einen andern betrügen" predigt mit großem Nachdruck der Vater, um im gleichen Atemzuge zu berichten, daß es ihm heute geglückt sei, die Straßenbahn um 10 Pf. zu „beschubsen"; der Schaffner habe ihn nicht bemerkt und er habe sich „natürlich" nicht bemerkbar gemacht...

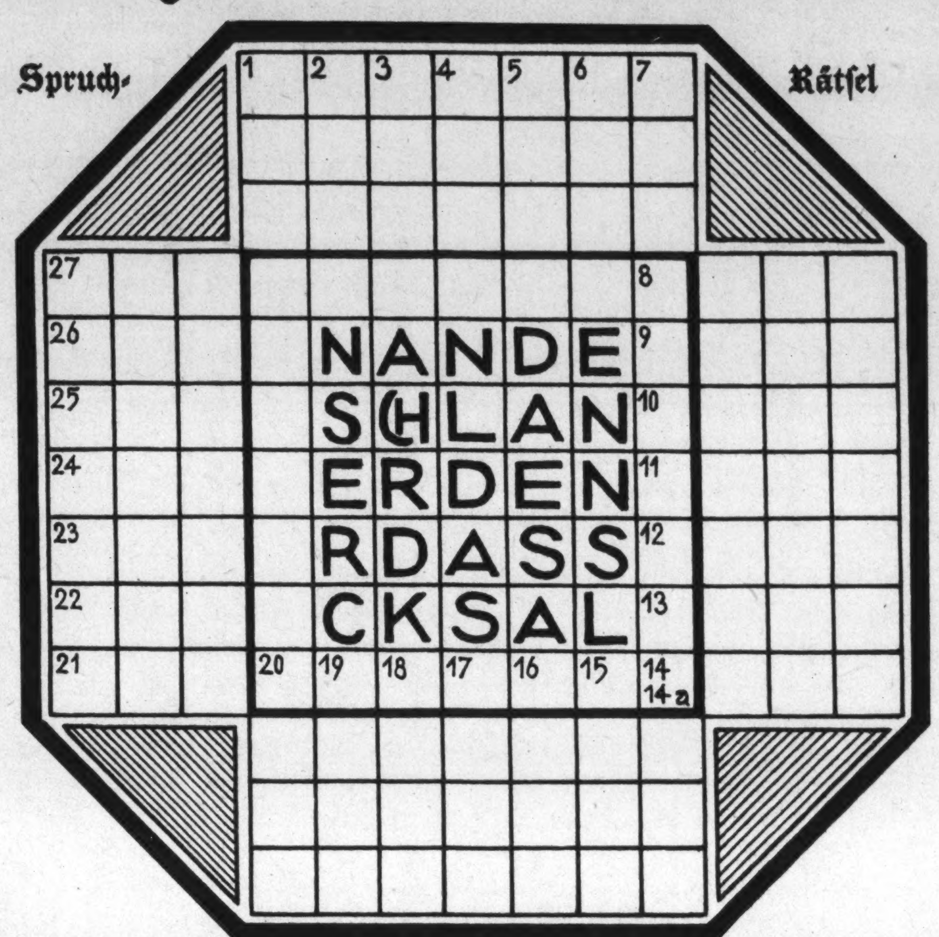
Die Kette solcher Beispiele ließe sich ins Endlose fortsetzen. Die gesellschaftliche und die Notlüge stellen wichtige Glieder in dieser Kette dar. —

Das Thema, das wir hier anschneiden, ist nicht neu; schon tausendfach ist es abgehandelt worden. Mein kleiner Schüler hat mich einmal wieder zum Nachdenken veranlaßt.

Ich glaube, es tut uns „Großen" gut, wenn wir recht oft darüber nachdenken würden und — die Nutzanwendung daraus zögen...

Johannes Otto.

Spruch-Rätsel



In die Figur sind Wörter zu je 4 Buchstaben so einzusetzen, daß die Wörter mit ihrem End- bzw. Anfangsbuchstaben die noch leeren Felder des mittleren Quadrates füllen. Werden die Buchstaben innerhalb des Quadrates durchgehend von links nach rechts gelesen, so ergibt sich ein Wort unseres Führers. Bedeutung der Wörter: 1. ital. Hafenstadt, 2. kleinster Weltenbaustein, 3. Nebenfluß des Rheins, 4. Werkzeug, 5. weibl. Vorname, 6. Fluß in Australien, 7. Ruhestätte, 8. Stoffstreifen, 9. Flußbegrenzung, 10. Behälter, 11. türk. Beamter, 12. Durcheinander, 13. weibl. Vorname, 14. Richtschnur, 14a. Mißgunst, 15. Ackergrenze, 16. nord. Liedersammlung, 17. Freiheitsheld, 18. kleine Brücke, 19. Europäer (Mehrz.), 20. Laubbaum, 21. Gehilfin, 22. weibl. Vorname, 23. Jesu Kreuzesüberschrift, 24. Stadt i. d. Ukraine, 25. Körperteil, 26. Märchengestalt, 27. männl. Vorname. — Die Anfangsbuchstaben von 1—7 nennen eine bayerische Stadt, die Endbuchstaben von 8—14 einen Fluß im Schwarzwald, die Endbuchstaben von 20—14 ein europäisches Land, die Anfangsbuchstaben von 27—21 ein junges Reh. (ch = 1 Buchstabe.)

Silben-Rätsel

Aus den Silben:
ant — as — be — bi — breit — bun — bund — chi — dar — de — der — di — e — eh — ei — er — fe — fin — küh — glas — go — gott — ho — i — ich — in — kanz — ken — knie — land — lei — ler — li — lieb — mon — na — nat — nau — ner — neu — nich — nun — ort — ot — reichs — ren — rer — roh — sam — se — se — se — sen — ser — sil — sprech — stan — stein — stof — ta — te — ten — ter — them — tik — til — tri — tür — ven — wa — was — win — zau — zi sind 27 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Kant ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

Bedeutung der Wörter:

1. Ehemalige Feste am Rhein,
2. Begriff aus der Wortlehre,
3. Raubtier,
4. Führer einer SA-Einheit,
5. Hauptfluß Englands,
6. maschinelle Vorrichtung,
7. männlicher Vorname,
8. Verwandte,
9. Angeber,
10. Alltägliches,
11. unverarbeitete Materialien,
12. männlicher Vorname,
13. Leiter der Reichspolitik,
14. Fluß in Kanada,
15. schöpferischer Mensch,
16. landwirtschaftliches Gerät,
17. ostpreußische Landschaft,
18. altrömischer Volksführer,
19. der 6. Sonntag nach Ostern,
20. Schiffahrtskunde,
21. Konservierungsmittel,
22. Heldengedicht des Homer,
23. ostasiatisches Reich,
24. Gartenblume,
25. Schülerheim,
26. Wüste in Innerasien,
27. Kleidungsstück.

Verlag: Heinrich Beenken Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 19
Wallstraße 17/18

Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18

